Gall. rev.
548.y

Ludwigs XVIII.

Königs von Frankreich

Beschreibung

seiner

Reise nach Brüssel und Coblenz

im Jahre 1791.

Halle, 1823.

Druck und Verlag von Karl Grunert.

Aufgeschnittene und beschmutzte Exemplare können nicht zurückgenommen werden.

3850.
Gall. rev.
548 y
Ludwig XVIII

Ludwigs XVIII.

Königs von Frankreich

Beschreibung

seiner

Reise nach Brüssel und Coblenz

im Jahre 1791.

Aus dem Französischen

mit

Anmerkungen für teutsche Leser

und einer Stammtafel

der königlichen Familie.

Halle, 1823.

Druck und Verlag von Karl Grunert.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Uebersetzers.

Die gegenwärtige Schrift ist von dem jetzt gekrönten Verfasser zu einer Zeit niedergeschrieben worden, da er, nach seiner eigenen Bemerkung am Schlusse, noch nicht wußte, was seines damals hart bedrängten Vaterlandes und sein eigenes Schicksal seyn werde, da er noch nicht ahnden konnte, durch welche Reihe von Auftritten und Erfahrungen er nach dem Plane der Vorsehung einer glücklichern Zeit entgegen gehen sollte. Ihr Innhalt im Allgemeinen und Besondern setzt es außer Zweifel, daß sie, wo nicht gleich nach Beendigung der beschriebenen Reise, doch wenigstens vor 1793 ihr Daseyn in derselben Gestalt erhalten hat, in welcher sie nun nach dreißig oder mehreren Jahren ohne alle Zusätze und wesentliche Veränderungen ans

Licht getreten ist. Daher ist sie nicht sowohl als ein Werk der gegenwärtigen, als vielmehr der damaligen Zeit zu betrachten und zu beurtheilen; und es dürfte in dieser Rücksicht eine strenge Kritik wohl etwas gegen den Titel dieser Uebersetzung einzuwenden haben, der minder genau, als der des französischen Originals, den Zeitpunkt der Abfassung bezeichnet, wobei man zur Entschuldigung nur das anführen kann, daß eine größere Bestimmtheit sich nicht in der Kürze und nicht ohne harte Umschreibung würde haben geben lassen.

Hätte es dem erhabenen Verfasser gefallen, seiner Erzählung vor ihrem öffentlichen Erscheinen Zusätze beizufügen, gern würden seine Leser es hören, wie sich sein gefühlvolles Herz über so manches Ereigniß, das bei Abfassung der Schrift noch in der dunkeln Zukunft lag, über das traurige Schicksal der königlichen Familie, über den Tod seines geliebten Avaray ꝛc. würde ausgesprochen haben. Aber auch so, wie sie ist, erweckt die Schrift großes Interesse, theils durch die nähere Darstellung einer an sich

selbst wichtigen und für die Folge so einflußreichen Begebenheit, theils durch den Ausdruck der edelmüthigen Gesinnung des erhabenen Verfassers, namentlich und besonders seiner innigen Wärme und herzlichen Dankbarkeit gegen seinen Freund und Gefährten, in welcher letztern Rücksicht man sie in Wahrheit als einen kräftigen Gegenbeweis gegen den so oft behaupteten Satz, daß die Hohen der Erde keine Freunde haben könnten, aufstellen darf.

In Frankreich hat das Original, als es vor wenig Monaten im Druck erschien, eine so lebhafte Aufnahme gefunden, daß binnen zwei Tagen 4000 Exemplare sind abgesetzt worden. Konnte es in Teutschland gleich eine solche Sensation nicht machen, so ist es doch auch hier begierig aufgenommen und gelesen worden, daher denn auch die gegenwärtige Uebersetzung bei denen, die das Original nicht lesen können, ihre Absicht nicht verfehlen wird.

Die beigefügten Anmerkungen haben die doppelte Absicht, sowohl teutschen Lesern

über einige Stellen der Schrift den nöthigen Aufschluß zu geben, als auch manche Auftritte und Begebenheiten jener Zeit, die selbst die damals jugendlichen Gemüther einer jetzt alternden Generation so oft mit Schauder und Entsetzen erfüllten, wieder in Erinnerung zu bringen; und so werden sie, nebst der angehängten, mit äußerster Sorgfalt ausgearbeiteten genealogischen Tabelle, den Lesern gewiß nicht unwillkommen seyn.

Im Junius 1823.

Berichtigungen.

S. 1. Z. 6. sollte nach Garderobe-Diener der Name Peronnet stehen.
- 10. - 14. st. Am Ostermontage lese man: Am Pfingstmontage.
- 18. - 18. st. Korf richtiger: Korff.
- 32. - 20. st. Bourges ist zu lesen Bourget.
- 41. - 20. sollte nach hat die Parenthese geschlossen seyn.

Seinem Befreier

Anton Ludwig Franz d'Avaray

dankbar gewidmet

von

Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich.

Wohl weiß ich, daß Sie, mein theurer Freund, mit der Schilderung der näheren Umstände vor und nach dem Augenblicke beschäftigt sind, da Sie mir die Freiheit wieder geschenkt haben; niemand ist mehr als Sie geeignet, Ihr eignes Werk bekannt zu machen. Doch auch ich unternehme es, da Ihre Bescheidenheit Sie vielleicht verhindert, sich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ich es für eine eben so heilige als süße Pflicht halte, diesem Mangel vorzubeugen. Ich würde mich undankbar beweisen, wenn ich gestatten wollte, daß irgend jemand, und soll-

ten Sie selbst es auch seyn, meinem Befreier den kleinsten Theil des ihm gebührenden Ruhmes zu entziehen suchte. Daher schreibe ich diesen Bericht weit mehr aus diesem Gesichtspunkte, als in der Absicht, mir das Andenken an Begebenheiten zurückzurufen, die mir stets gegenwärtig seyn werden. Empfangen Sie ihn als ein Unterpfand meiner innigen Freundschaft, als ein Denkmahl meiner Dankbarkeit. Möchte ich im Stande seyn, dadurch einen Theil der Schuld abzutragen, die ich so gern bei Ihnen gemacht habe, und wofür ich mich mit noch süßeren Empfindungen Ihnen ewig verpflichtet fühle!

Teucro duce et auspice Teucro.

Horat. Od. I. 7.

Das im Monat November 1790 verbreitete Gerücht von des Königs naher Flucht ließ mich an meine eigene denken. Ich hatte geglaubt, meinen damaligen Garderobe-Diener in mein Vertrauen ziehen zu müssen, weil er geschickter als ein Anderer in Besorgung meines Gepäckes, und ich übrigens damals eben so fest von seiner Treue überzeugt war, als ich es noch jetzt bin, nachdem er mir so wichtige Dienste geleistet hat. Das Gerücht zerstreute sich, und wie billig verschoben wir die Ausführung des Planes auf eine günstigere Zeit. Ich sprach davon mit der Königin, und sie versicherte mich, daß weder der

König, noch sie, irgend eine Veranlassung zu diesem Gerüchte gegeben hätte. Doch, setzte sie hinzu, würde es früher oder später gewiß geschehen, versprach, mich bei Zeiten davon zu benachrichtigen, und rieth mir, jeden Augenblick bereit zu seyn.

Die gegen Ostern des Jahres 1791 begonnene Verfolgung, und der Entschluß, wozu der König sich genöthigt sah, überzeugten mich, daß ich nur noch die Wahl zwischen Abfall und Aufopferung habe. Vor dem erstern schauderte ich zurück; zu der letztern fühlte ich mich wenig berufen. Ich unterhielt mich oft mit Frau von Balbi über diesen Gegenstand, und wir kamen darin überein, daß es noch einen dritten Ausweg gäbe, nämlich den, ein Land zu verlassen, in dem die Ausübung der Religion unmöglich gemacht werden sollte. Die Zeit drängte, es war Charfreitag, das Osterfest war die verhängnißvolle Epoche. Es wurde beschlossen, daß Frau von Balbi, Madame, ich und ein Vierter in ihrem Wagen noch dieselbe Nacht abreisen sollten. Wie man leicht denken kann, dachte ich nicht erst jetzt an meinen Reisegefährten; mein

erster Gedanke war schon längst auf Avaray, auf den ich mich wie auf mich selbst verlassen konnte, gefallen. Aber umringt und geliebt von einer zahlreichen Familie, welche in der vollkommensten Eintracht lebte, schien mir seine Flucht eben so schwierig, als die meinige. Uebrigens (und dieß war der Hauptbeweggrund, einen Andern zu wählen) ließ mich seine zarte Gesundheit fürchten, er werde die Beschwerden eines solchen Unternehmens nicht zu ertragen im Stande seyn. Meine Wahl fiel daher auf .... Doch, warum soll ich ihn nennen? Kommen diese Blätter in seine Hände, dann wird er sehen, daß eine abschlägige, übrigens durch wichtige Gründe unterstützte Antwort das Andenken einer zwanzigjährigen Freundschaft in meiner Seele nicht verwischt hat. Ich zweifle nicht, daß er mein Stillschweigen billigen wird. Ich übergab der Frau von Balbi eine Art Beglaubigungsschreiben für ihn, und begab mich nach den Tuillerien, um dem Könige und der Königin meinen Entschluß mitzutheilen. Damals mit dem Plane ihrer Flucht beschäftigt, welchen sie mir verschwiegen hatten, und in

welchen sie mich nur in sofern blicken ließen, als ich ihnen Materialien liefern sollte, die zu der Erklärung, welche der König bei seiner Abreise bekannt gemacht hat, nichts genutzt haben, fürchteten sie, daß meine Flucht zu dieser Zeit der ihrigen schaden könnte, und suchten mich davon abzuhalten.

So wenig meine Ueberzeugung durch ihr Gespräch erschüttert war, so war doch mein Herz mit ihnen einverstanden, und ich gab nach. Frau von Balbi, die eine abschlägige Antwort von jener Person erhalten hatte, befand sich indessen in der peinlichsten Verlegenheit, als die Vorsehung (selbst der Ungläubigste würde es nicht dem blinden Ohngefähr zuschreiben) Avaray zu ihr führte. Obwohl er schon längst den Wunsch gehabt hatte, das für mich zu thun, was er gethan hat, obwohl er diesen Wunsch mehr als Einmal Frau von Balbi ahnden ließ, und obwohl er oft zu ihr kam, so kam er doch gewöhnlich nicht zu dieser Zeit; und ich kann es nur der Vorsehung danken, die ihn gerade an diesem Tage, in diesem Augenblicke führte, da seine Gegenwart so nothwendig war. Sie zö-

gerte nicht, ihm den Vorschlag zu thun; und so peinlich die Aufgabe war, nur der gleichsam leidende Theilnehmer eines Planes zu seyn, den er nicht mit entworfen hatte, und so sehr ihm auch die Zeit fehlte, sowohl für sich als für mich eine Maaßregel zu ergreifen, so trug er doch keinen Augenblick Bedenken, den Vorschlag anzunehmen. Nur dieß bekümmerte ihn, daß ich einen Andern als ihn erwählt hatte. Er eilte sogleich, für mich herbei zu schaffen, was ihm in so kurzer Zeit möglich war; als er aber nach dem Luxenburg zurück kam, fand er meinen Entschluß schon geändert. Ich erfuhr ebenfalls erst dort die Verweigerung und die Annahme, die Beide in meiner Abwesenheit eingetroffen waren. Die erste setzte mich in Erstaunen; sie würde mich vielleicht tief verwundet haben, wenn mich die zweite nicht gerührt hätte. Bei dem Anblicke Avaray's war ich einen Augenblick betroffen; aber seine Freundschaft für mich, die Freude, die er empfand, mir die deutlichsten Beweise davon zu geben, lagen so hell in seinen Worten, daß er mich schnell die Ungerechtigkeit vergessen ließ, die ich gegen ihn begangen hatte,

indem ich meinem ersten Antriebe nicht gefolgt war.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, muß ich einem Vorwurfe begegnen, welchen meine Leser mir mit Recht machen können. Wie ist es möglich, daß ich, da ich einen großen Theil der Verbindung kannte, die Avaray meinetwegen lösen wollte, so wenig Gefühl dafür zu erkennen gab, daß ich, im Verfolg dieser Erzählung immer nur von seiner Freude spreche, als wäre sie ungetrübt, und ohne alle bittere Beimischung? Ehe man mich verdammt, setze man sich an meine Stelle. Meine Gefangenschaft war mir, besonders in der letzten Zeit, so unerträglich geworden, daß ich nur Eine Leidenschaft hatte: den Wunsch nach Befreiung; ich dachte nur an sie, ich sahe alle Gegenstände gleichsam durch ein Prisma, welches sie mir vor die Augen hielt. Diejenigen, welche die Qualen der Gefangenschaft erfahren, oder durch die Beschreibung Anderer kennen gelernt haben, werden mich wenigstens entschuldigen, wenn sie mich auch nicht völlig freisprechen können. Avaray selbst beur-

theilte mich auf diese Art; dafür bürgt mir seine zärtliche Freundschaft; und wenn ich den Zustand seiner Seele anders schildere, als er wirklich war, so mahle ich ihn nur so, wie ich ihn erblickte.

Wir gaben indeß unsern Plan nicht für immer auf; sondern, da wir nun Zeit vor uns hatten, fingen wir an, ihn zu überlegen, und erkannten alsbald, wie mangelhaft er in mehrern Punkten war, besonders darin, daß wir alle zusammen abreisen wollten; und es wurde nach Avaray's Vorschlag beschlossen, uns zu trennen. Er besorgte einen Postwagen für uns Beide, zugleich eine Verkleidung, die für mich nothwendig war; er selbst nahm mir das Maaß zu einer Perücke. Da er aber nicht Alles allein thun konnte, fragte er mich, ob ich ihm nicht Jemanden zum Gehülfen geben könnte. Ich nannte ihm Peronnet, und schlug vor, wie ich es im vergangenen November gethan hatte, diesen in unser Vertrauen zu ziehen. Er wollte es nicht, und begnügte sich, ihm nur unbedeutende Dinge in Betreff meiner Kleidung aufzutragen, indem er

sich vorbehielt, ihm in der Folge mehr zu entdecken, nach dem Grade des Vertrauens, welches er ihm zu verdienen schien.

Von einer andern Seite ereigneten sich Dinge, die uns beunruhigten, sey es, daß unser Plan zu unvorsichtig angelegt war, oder daß unsere Kerkermeister argwöhnischer geworden waren. Wir bemerkten, daß man uns ängstlicher belauerte, und daß Herr von Romeuf, Lafayette's Generaladjutant, von Zeit zu Zeit in den Höfen des Luxenburg spatzieren ging. Auch wußten wir, daß Valenciennes, wodurch wir reisen wollten, und das bisher eine der stillsten Städte des Königreichs gewesen, völlig verändert war; daß man dort die Reisenden anhielt, sie durchsuchte, daß man einige Personen selbst gemißhandelt hatte. Da wir nach der ersten Bemerkung die Schwierigkeit der Abreise aus der Wohnung der Frau von Balbi, wie früher beschlossen, einsahen, so bemühte sie sich, wiewohl ohne Erfolg, ein Landhaus in der Nähe von Paris zu finden. Frau von Maurepas weigerte sich, ihr Haus Madrid zu diesem Zwecke

herzugeben. Herr von Etioles, der Anfangs Lust hatte, sein Haus zu Neuilly zu vermiethen, nahm sein Wort zurück. Milady Kerry wollte das Haus der Frau von Boufflers zu Auteuil miethen, und die Dienerschaft des Grafen Artois weigerte sich, Bagatelle ohne seine, wenigstens ohne Herrn von Bonnières Ermächtigung, der gerade damals ihn in Ulm aufsuchte, herzugeben. Alles dieß beunruhigte uns. Indessen hatte sich Frau von Balbi zu diesem Zwekke mit einem Passe nach Spaa versehen, und in dieser Voraussetzung des nahen Augenblickes das Haus des Herrn von Fontette gemiethet, welches an den Garten von Luxenburg stieß, und aus welchem wir leicht, ohne bemerkt zu werden, kommen konnten. Sie erhielt in der Mitte des Mai Nachrichten, die sie veranlaßte, einige Tage nach Brüssel zu gehen. Die Königin, die ich fragte, ob sie ihr etwa Befehle an Herrn von Mercy mitzugeben hätte, fragte mich ihrer Seits, ob Frau von Balbi lange in den Niederlanden zu bleiben gedächte; und da ich ihr antwortete, sie werde nur zehn oder zwölf Tage

dort zubringen, erwiederte sie: desto besser, nur nicht länger.

Am Himmelfahrtstage (2. Jun) reiste sie ab, und am Pfingstheiligenabend erwartete ich sie zurück; allein anstatt dessen empfing ich einen Brief, worin sie mir die Verzögerung ihrer Rückkehr meldete. In ihrer Abwesenheit hatte Avaray, wie man leicht denken kann, nichts außer Acht gelassen; und was Madame betrifft, so bemerke ich hier ein- für allemal, daß Madame Gourbillon, ihre Vorleserin, mit Allem beauftragt war, und daß sie es mit eben so viel Klugheit als Erfolg besorgte.

Am Ostermontage sagte mir die Königin nach der Messe: „Der König hat den Befehl zur Frohnleichnamsprocession in Saint-Germain l'Auxerrois gegeben; stellen Sie sich darüber verdrüßlich.“ Diese wenigen Worte machten anfangs Eindruck auf mich, doch dauerte er nicht lange. Erst am Donnerstage konnte ich die Königin wieder allein sprechen, und an diesem Tage erklärte sie mir, daß die Abreise auf den nächsten Montag festgesetzt sei. Ich erwartete Avaray vor dem Schlafengehen; aber er erschien nicht,

da sein Cabriolet zerbrochen war. Freitag Morgens schrieb ich ihm, er möchte um sechs Uhr kommen; er kam. „Sollen unsere Stiefeln geputzt werden?“ sagte er mir beim Eintreten. — „Ja, erwiederte ich ihm, und zwar zum Montage.“ Alsdann gingen wir in das Einzelne und erwogen drei wichtige Punkte: wie sollen wir aus dem Luxenburg, wie aus Paris, und auf welchem Wege aus dem Königreiche kommen? Er war sehr in Unruhe wegen des ersten Punkts, da er die innere Einrichtung meiner Wohnung nicht kannte, und glaubte, ich habe nur einen Ausgang durch mein Vorzimmer, welches unmöglich, oder durch den Garten, welches sehr schwer war. Ich beruhigte ihn sogleich, indem ich ihn mit meiner kleinern Wohnung bekannt machte, die genau mit dem großen Pallaste zusammenhängt, und wo keine Nationalgarde stand. (Ich hatte sie ihm früher nicht gezeigt, da ich keinen Gebrauch davon machen wollte, und darauf rechnete, aus der Wohnung der Frau von Balbi oder vom Lande abzureisen.) Ich begreife nicht, wie jener Ausgang, der mehreren meiner Diener bekannt war, nicht einmal den Ver-

dacht meiner Kerkermeister während der zwanzig Monate, da ich Paris bewohnte, erwecken konnte, und wie ich selbst ihn nicht verrathen habe, als ich ihn in der Zeit der heftigsten Verfolgung benutzte, um in meine Kapelle im großen Luxenburg zu kommen.

Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, blieb eine andere, nämlich der Wagen, dessen wir uns bedienen würden, um zu unserm Reisewagen zu gelangen; denn diesen wollten wir nicht an das Schloß kommen lassen. Ein Fiaker wäre wohl das Sicherste gewesen, aber diese fahren nicht in den Hof des Schlosses, und Avaray wollte durchaus nicht, daß ich, auch noch so gut verkleidet, zu Fuß hinaus ginge. Es mußte daher eine Lohnkutsche oder ein Cabriolet gemiethet werden; wir zogen die erstere vor, weil, abgesehen davon, daß ich etwas zu schwerfällig bin, um mit Leichtigkeit ein- und abzusteigen, bei dem Cabriolet Jemand nöthig ist, es zu halten; und dieß schien uns nicht dienlich. Da auch dieser Punkt beseitigt war, überlegten wir, ob es besser sei, mit Mieths- oder Postpferden von Paris zu reisen. Wir entschieden uns für das

letztere, erstens weil dieß die unverdächtigste Art zu reisen ist, und zweitens, hätten wir Miethspferde genommen, so mußten wir unterwegs Relais bestellen, oder eine Anweisung auf Postpferde fordern. Das Erstere wäre verdächtig gewesen, das Zweite konnte es ebenfalls seyn, und dann würde es das Räderwerk an einer Maschine vermehrt haben, die, nach unserer Meinung, nicht einfach genug seyn konnte.

Endlich, wie sollten wir aus dem Königreiche kommen? Ich hielt einen Paß für nöthig; aber die Schwierigkeit war, ihn zu erhalten, ohne uns der Gefahr auszusetzen. Mein erster Gedanke war, Beauchêne, den Arzt meiner Marställe, kommen zu lassen, der Bekanntschaft mit Hrn. v. Montmorin und Hrn. v. Lafayette hatte, und ihm zu sagen, daß zwei nicht beeidigte Priester von meiner Bekanntschaft, erschreckt durch das, was den Theatinern kürzlich begegnet war, unter dem Namen zweier Engländer das Reich verlassen wollten, denen er Pässe in dem Bureau des Hrn. v. Montmorin ausfertigen lassen sollte. Avaray war anderer Meinung; er stellte mir vor, daß der schlaue Beauchêne leicht unser Ge-

heimniß errathen könnte, und ich gab diesen Plan auf. Aber Avaray, der genau mit Lord Robert-Fitz-Gerald bekannt war, sagte mir, er werde auf diesem Wege einen Paß zu erhalten suchen. Was unsere Reiseroute betrifft, so war mein erster Plan, über Douai und Orchies zu gehen; aber nach reiflicher Ueberlegung entschloß ich mich, Madame diesen Weg, als den sichersten, einschlagen zu lassen, und sagte zu Avaray, wir würden morgen den unsrigen bestimmen.

Nach der Trennung begab ich mich in die Tuillerien, wo die Königin mir den Entwurf der Erklärung des Königs mittheilte, die er ihr so eben zugestellt hatte. Wir lasen ihn gemeinschaftlich; ich fand einige Unrichtigkeiten des Styls; dieß war ein kleiner Fehler; aber außer, daß wir die Schrift etwas zu lang fanden, fehlte ein wesentlicher Punkt, nämlich eine Protestation gegen alle Beschlüsse, die vom Könige während seiner Gefangenschaft ausgegangen waren. Nach dem Essen machte ich ihm einige Bemerkungen über seine Arbeit; er meinte, ich solle sie mitnehmen und ihm morgen wieder zustellen. Sonnabends machte ich mich an die un-

dankbarste Arbeit, die es giebt, nämlich das Werk eines Andern zu verbessern, die Sätze, die ich einschalten mußte, sowohl dem Styl als den Gedanken anzupassen. Die Feder fiel mir jeden Augenblick aus der Hand; dennoch kam ich, wohl oder übel, zum Ziele. Während dieser Zeit hatte Avaray an Lord Robert geschrieben; er war bei seinem Sattler gewesen, um zu sehen, ob der Wagen in gutem Stande sei. Um keinen Verdacht zu erwecken, hatte er vorgegeben, gezwungen zu seinem Regimente abzugehen, wolle er seinen Verwandten die Abreise verheimlichen, und hatte ihm das Geheimniß empfohlen, dessen Vorwand sehr scheinbar war. Er hatte mit Peronnet alle für meinen Anzug nöthigen Maaßregeln getroffen, und war um sechs Uhr wieder in meiner Wohnung.

Er war ziemlich niedergeschlagen. Lord Robert hatte ihm geantwortet, er habe nicht mehr das Recht, Pässe zu ertheilen, und Lord Gower werde gewiß Niemandem einen geben, der nicht Engländer sey. Andere Mittel, die Avaray angewendet hatte, waren eben so wenig gelungen. Glücklicherweise hatte Frau von Balbi ihm bei

ihrer Abreise einen alten Paß, den sie von dem englischen Gesandten erhalten hatte, unter dem Namen Herrn und Mademoiselle Foster's, zurückgelassen; allein dieser war nur auf vierzehn Tage gültig, den 23. April datirt, und statt für zwei Männer für einen Mann und ein Frauenzimmer ausgefertigt. Ich versprach uns keinen Nutzen davon; aber Avaray — den ich mit Entzücken das Zeugniß gebe, daß er, wegen der Schwierigkeiten nicht unruhiger war, als wenn ein junger Mensch ihn gebeten hätte, ihn ohne Wissen seiner Eltern ins Schauspiel zu führen — Avaray benahm mir bald meine Furcht; er radirte die Schrift, und obgleich das, was er radirte, in einer Falte stand, und das Papier fein war; so lautete der Paß in weniger als einer Viertelstunde auf die H. H. und Mademoiselle Foster, datirt unter dem 13. Jun statt 23. April. Nachdem auch diese Schwierigkeit überwunden war, befanden wir uns doch noch in einiger Verlegenheit: wir wußten nicht, ob es nöthig sey oder nicht, den Paß von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten visiren zu lassen, und wir waren nicht Willens, den vorzuzeigen,

dessen

dessen Verfälschung, trotz Avaray's Geschicklichkeit und der Tintenflecke auf der Rückseite, nicht nur bei den radirten Stellen, sondern auch anderwärts, doch hätte entdeckt werden können. Doch wir beruhigten uns mit der Hoffnung, es würde nicht befremden, daß zwei Engländer, unter deren Namen wir ja reisen wollten, den Paß des englischen Gesandten für hinreichend gehalten hätten, und die Behörden würden beim Vorzeigen die Fehler nicht bemerken.

Endlich dachten wir an den Weg, den wir auf der Reise zu nehmen hätten. Die Straße von Orchies hatte ich an Madame abgetreten; die von Valenciennes verwarf ich aus den oben angeführten Gründen. Wir blieben bei der von Mons über Soissons, Laon und Maubeuge stehen, und ließen uns durch folgende Gründe bestimmen: 1) dieser Weg war wenig befahren, und wir hofften hier leichter Pferde zu bekommen; 2) bis nach Soissons konnte man denken, wir reisten nach Rheims, und bis nach Laon, wir gingen nach Givet: dieß konnte die uns Nachsetzenden vom Wege ableiten; 3) sind die Festungen, wo die Post innerhalb der Stadt

liegt, in der Postcharte besonders bezeichnet. Nun ist nach diesem Zeichen die Post in Avesnes, in Maubeuge aber nicht, und wir berechneten, nach der Zeit unserer Abreise würden wir durch Avesnes vor dem Thorschluß, und nach Maubeuge erst nach demselben kommen, wir würden es da nur mit dem Postmeister zu thun haben, und könnten so die Gränzstädte vermeiden, die uns wegen der Unvollkommenheit unsers Passes immer etwas bedenklich schienen.

Abends brachte ich meine Arbeit in die Tuilerien. Ich fragte die Königin, ob sie glaube, daß ein Paß von dem englischen Gesandten hinreichend sei. Sie versicherte mich, der König selbst habe nur einen von dem russischen Minister. Dieß beruhigte mich sehr. (Ich hatte mich ohne Zweifel falsch ausgedrückt; denn der Paß unter dem Namen der Baronin v. Korf, wirklich von Herrn v. Simolin verlangt, war im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten selbst ausgefertigt; doch die Königin hatte keinen Grund, mich zu täuschen, und ich würde diesen Umstand nicht erwähnen, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, Alles zu sagen.) Die

Schrift, an der ich auf des Königs Befehl gearbeitet hatte, enthielt indessen nur den ersten Theil, nämlich die Gebrechen der Constitution. Es fehlte noch der Abriß der dem Könige seit der Eröffnung der Nationalversammlung zugefügten Beleidigungen. Er befahl mir, diesen Abriß zu verfertigen, und ich überbrachte ihm denselben am Abende des folgenden Tages. Nach dem, was ich oben berichtet habe, und nach dem, was ich hier sage, könnte man glauben, ich sei der Verfasser der Erklärung vom 20sten Jun. Doch bin ich es der Wahrheit schuldig, mich nur als den Verbesserer zu nennen, und zu erklären, daß mehrere meiner Verbesserungen nicht aufgenommen worden sind, daß der ganze Schluß erst nach Beendigung meiner Arbeit hinzugefügt worden ist, und daß ich diesen, so wie er ist, erst in Brüssel zu Gesicht bekommen habe.

Bis auf diese Arbeit und zwei andere Umstände, die ich in der Folge anführen werde, verstrich mir der Sonntag ohne Erfolg. Anders war es mit Avaray. Er lief den ganzen Tag umher, zeigte sich nur einen Augenblick öffentlich im Luxenburg, wie wir Abends vorher über-

eingekommen waren, und wir sahen uns nicht im Geheim. Dieser öffentliche Besuch, den wir als nothwendig verabredet hatten, war ihm sehr lästig, und raubte ihm einen Theil der wenigen Zeit, die er sich selbst vorbehalten hatte. Mir war es peinlich, ihn unter der Menge stehen zu lassen, und nur eine jener geringfügigen Redensarten an ihn zu richten, deren sich fürstliche Personen bei Audienzen bedienen müssen; doch die Klugheit gebot mir, in diesem Augenblicke Fürst zu seyn, aber bei mir selbst gelobte ich mir, zum letzten Male gegen ihn diese Rolle zu spielen.

Seinem englischen Bedienten Sayer hatte er sich schon halb anvertraut, so wie er es mit dem Sattler gemacht hatte; er erklärte ihm, er ginge morgen zu seinem Regimente, und verbot ihm, sowohl seinen Verwandten, als in seinem Hause davon etwas merken zu lassen. Er setzte hinzu, er habe einen recht braven Reisegesellschafter gefunden; da man aber im Allgemeinen auf den Posten die Fremden artiger als die Franzosen behandle, wären wir übereingekommen, unter dem Namen zweier Engländer, Michel und David Foster, zu reisen. Dann machte er ihn

mit Peronnet, unter dem Namen Perron, Kammerdiener seines Reisegefährten, bekannt. Die Namen Michel und David waren nicht ohne Absicht gewählt: meine Wäsche war M, die seinige D A gezeichnet; er urtheilte, daß unsere angenommenen Namen mit jenen Zeichen übereinstimmen müßten, in dem Falle man darnach sehen sollte.

Ich komme nun auf die beiden oben erwähnten Umstände zurück. Am Morgen des nämlichen Tages fand ich Beauchêne an der Toilette bei Madame. Dieser sagte mir, es sei Jemand zu einem gewissen Audouin gekommen, einem jener Journalisten, die ihr Gift alle Tage für zwei Sous in Paris absetzen, und habe ihm einen Plan von des Königs und unser Aller Flucht überbracht, mit der Aeußerung: er sei überzeugt, daß dieser Plan in den Tuillerien entworfen worden sei; er habe ihn gebeten, denselben in sein Blatt aufzunehmen, und er werde morgen erscheinen. Diese Nachricht beunruhigte mich; man will mich sogar bleich dabei gesehen haben. Ich glaube es nicht; aber so viel weiß ich, daß ich mich schnell faßte, um lachend

Beauchêne nach den nähern Umständen dieses vorgegebenen Planes zu befragen. Er sagte mir Dinge, deren Falschheit mir so bekannt war, daß ich wohl sah, man wisse entweder Alles, oder Nichts. Dieß beruhigte mich. Der zweite Umstand war ein räthselhaftes Billet Avaray's, das ich in der Frühe erhielt, und worin er sich über einen Riegel, den ich vorgelegt habe, beklagte. Ich wußte, daß sich kein Riegel an der Thüre meiner kleinen Wohnung, die an das große Schloß stößt, befand, eilte, mich völlig zu überzeugen, und erwartete nun den Augenblick, Avaray allein zu sehen, um von ihm eine Aufklärung des Räthsels zu erhalten.

Montags früh verbreitete sich das Gerücht, die Königin sei in der Nacht arretirt worden, als sie sich mit meiner Schwester in einem Fiaker habe retten wollen. Zwar beunruhigte mich dieß wenig; allein indem ich darüber nachdachte, glaubte ich zwei Dinge in diesem Gerücht, verbunden mit dem, was mir Beauchêne gesagt hatte, wahrzunehmen: das eine, daß unsere Kerkermeister in Unruhe waren; das andere, daß es nur noch eine unbestimmte Unruhe war.

Noch hatten wir Zeit zur Flucht; aber der Augenblick war kostbar, und ließen wir ihn vorüber, so war er für immer verloren! Bald hatte ich eine andere Sorge. Frau von Sourdis kam zu Madame, um sie zur Messe zu begleiten; man verweigerte ihr den Eingang von Klein-Luxenburg. Doch erfuhr ich bald, es sei eine bloße Dummheit des Schweizers; dieß beruhigte mich, und ich erwartete Avaray, um Aufschluß über sein Billet zu bekommen. Unterdessen machte ich die Bemerkung, es könne vielleicht zweckmäßig seyn, meine Augenbraunen ein wenig zu schwärzen, um mich noch unkenntlicher zu machen; daher steckte ich während der Mahlzeit einen Korkstöpsel zu diesem Gebrauch in die Tasche.

Avaray ließ bis gegen sieben Uhr auf sich warten, und ich gestehe, die Zeit schien mir lange: denn abgesehen von meiner Unruhe seinetwegen, so oft wir getrennt waren, und von den Maaßregeln, die noch zu nehmen waren, war er das einzige Wesen, mit welchem ich über den Gegenstand sprechen konnte, womit meine ganze Seele erfüllt war. Er löste mir das Räthsel

wegen des Riegels, worüber er sich beklagt hatte: nämlich Peronnet, dem er den Schlüssel zu meiner kleinen Wohnung anvertraut hatte, um meinen Reiseanzug hinein zu legen, habe die Thüre nicht öffnen können, und daher einen Riegel vermuthet. Wir sahen sogleich nach, fanden das Packet, und erkannten, daß Peronnet hinein gekommen seyn mußte; darauf versuchten wir den Schlüssel, und überzeugten uns, daß er gut schloß. Nun fingen wir an, das Packet zu mustern, und fanden es ganz vollständig. Ich versuchte die Stiefeln, und sie paßten vortrefflich. Wir legten Alles an die Stelle, wo ich meine Toilette machen wollte. Avaray versprach mir, Punkt 11 Uhr da zu seyn; wir umarmten uns herzlich, und trennten uns, um uns erst im Augenblick der Ausführung wieder zu sehen. (In allen Bemühungen Avaray's lag eine unendliche Menge einzelner Umstände, die er allein weiß, weil er Alles allein gethan hat; ich überlasse sie seiner Erzählung, die ohne Zweifel sehr genau seyn wird; dagegen ich nur berichte, was ich gethan und gesehen habe, und ihn be-

sonders verhindern will, sich in den wesentlichen Punkten nicht sein Verdienst zu schmälern.)

Auf dem Rückwege aus meiner Wohnung näherte sich Avaray ein Mensch, den ich nach der Beschreibung für meinen Cabinets-Huissier Desportes halte, um ihm etwas Dringendes und Wichtiges zu sagen. Er führte ihn in den Gang, der vom kleinen ins große Luxenburg führt; und hier eröffnete ihm dieser Mann nach einer weitläufigen Versicherung seiner Ergebenheit gegen den König und mich, man habe ihm Geld angeboten, um die Flucht der ganzen königlichen Familie zu erleichtern, die noch in dieser Nacht stattfinden sollte; er glaube, ihm davon Nachricht geben zu müssen, und bitte ihn, es mir sogleich zu melden. Avaray verrieth sich nicht, sondern äußerte ihm, dieß sei einer von den tausend Plänen zur Flucht und Gegenrevolution, womit man seit einem Jahre den großen Haufen unterhielt. Doch jener wurde dringender, und Avaray konnte sich nur durch das Versprechen von ihm los machen, noch diesen Abend, oder spätestens am folgenden Morgen, mit mir davon

zu sprechen. Indessen hielt er die Sache für ernsthaft genug, um mich davon in Kenntniß zu setzen: er kam durch meine kleine Wohnung zurück, und klopfte an die Thüre meines Cabinets; doch ich war schon nach den Tuillerien gegangen. Nun überlegte er, ob es nicht besser wäre, auch dahin zu gehen, und die erste Kammerfrau der Königin oder mich selbst rufen zu lassen, um die Königin oder mich von dem zu unterrichten, was er so eben erfahren hatte; aber er fürchtete, dadurch Aufsehen zu erregen, man würde durch seine Erscheinung in den Tuillerien um so mehr überrascht werden, da er sich seit längerer Zeit, um Fragen auszuweichen, zurückgezogen habe; übrigens sei der Plan schon zu weit verfolgt, um ihn wieder aufzugeben. Alle diese Betrachtungen bewogen ihn, die Sache für sich zu behalten, selbst mit mir nicht eher davon zu sprechen, als bis wir in Sicherheit wären, und den Erfolg in die Hände der Vorsehung zu legen.

Meine Eile, in die Tuillerien zu kommen, war um so größer, da ich wußte, daß meine Schwester seit diesem Nachmittage von dem Geheimnisse unterrichtet war, das ich nur mit Mü-

he ihr so lange verschwiegen hatte. Ich fand sie still, dem Willen des Himmels ergeben, zufrieden, aber ohne laute Aeußerungen der Freude, kurz so ruhig, als sei sie schon seit einem Jahre mit dem Plane bekannt. Wir umarten uns zärtlich; darauf sagte sie mir: „Mein Bruder, du bist fromm; erlaube mir, dir ein Bildniß zu geben, es kann Dir nur Segen bringen.“ Ich nahm es, wie man leicht denken kann, mit eben so großer Freude als Dankbarkeit an. Wir unterhielten uns einige Zeit von dem großen Unternehmen, und ohne mich durch meine Zärtlichkeit gegen sie blenden zu lassen, muß ich bekennen, daß es unmöglich ist, mit kälterem Blute und mit mehr Ruhe zu überlegen, als sie es that. Ich mußte sie bewundern. Ich ging zu der Königin hinab und erwartete sie eine Zeitlang, da sie sich mit den drei Offizieren der Leibwache eingeschlossen hatte, die ihr, so wie dem Könige, den letzten und unglücklichen Beweis ihrer Treue gegeben haben. Endlich erschien sie; ich eilte, sie zu umarmen: „Hüten Sie sich,“ rief sie mir zu, „mich zu rühren; ich wünsche nicht, daß man sehe, ich habe geweint.“ Wir aßen, und

blieben alle Fünf bis gegen 11 Uhr beisammen. Als der Augenblick der Trennung erschienen war, erklärte mir der König, der bis jetzt davon geschwiegen hatte, er gehe nach Montmedy, und befahl mir bestimmt, mich nach Longwy, durch die österreichischen Niederlande, zu wenden. Endlich umarmten wir uns zärtlich, und trennten uns in der festen Ueberzeugung, wenigstens von meiner Seite, uns binnen vier Tagen in Sicherheit wieder zu sehen.

Es war noch nicht 11 Uhr, da ich die Tuilerien verließ. Dieß war mir sehr erwünscht, weil ich die Ankunft des Herzogs von Levis, der mich Abends zu begleiten pflegte, noch nicht vermuthete. Ich wünschte sie aus zwei Gründen nicht: 1) weil ich fürchtete, durch Fragen, selbst die entferntesten, in Verlegenheit zu gerathen, 2) weil es meine Gewohnheit war, noch ziemlich lange vor dem Einschlafen zu plaudern, und weil ich besorgte, durch mein zeitiges Niederlegen Verdacht bei ihm zu erregen. Meine Erwartung wurde getäuscht; er zeigte mir eine Pünktlichkeit, die ich ihm gern erlassen hätte. Doch ich bezwang mich, und sprach unterwegs

ruhig mit ihm. In meiner Wohnung angekommen, fing ich an, mich zu entkleiden; dieß schien ihn zu befremden. Ich sagte ihm, ich hätte in der vergangenen Nacht wenig geschlafen, und wollte mich dafür entschädigen; damit ließ er sich bedeuten. Ich endete meine Toilette, und legte mich nieder. — Ehe ich fortfahre, muß ich bemerken, daß mein erster Kammerdiener immer in meinem Zimmer schlief; dieß schien mein Weggehen zu hindern, wenn ich ihn nicht zum Vertrauten machen wollte. Doch hatte ich mich durch eine zwei Tage vorher wiederholte Erfahrung überzeugt, daß mir weit mehr Zeit, als nöthig war, übrig blieb, um aufzustehen, Licht anzuzünden und in mein Cabinet zu gehen, ehe er entkleidet und in mein Zimmer zurückgekommen war.

Kaum war er fort, als ich aufstand, die Vorhänge meines Bettes wieder zuzog, die wenigen Sachen, die ich mitnehmen wollte, zusammen raffte, in mein Cabinet eilte, und die Thüre wieder verschloß; und nun, sei es Ahndung oder gerechtes Vertrauen auf Avaray, glaubte ich mich schon über den Gränzen des Kö-

nigreichs. Ich steckte 300 Louisd'or in meinen Schlafrock, nahm diesen mit, und trat in die kleine Wohnung, wo Avaray mich in der höchsten Unruhe erwartete: denn beim Eintritte hatte der Schlüssel nicht schließen wollen. Tausend Ideen, eine schlimmer als die andere, hatten ihn ergriffen; endlich hatte er versucht, nach innen zu drehen, und nun war es gelungen. Er kleidete mich an; ich hatte meinen Stock und eine zweite Dose vergessen. Ich wollte sie holen. „Keine Verwegenheit!" rief er, und ich bestand nicht weiter darauf. Die Kleidung paßte sehr gut, aber die Perrücke war etwas zu enge. Doch sie mochte sitzen wie sie wollte; da ich beschlossen hatte, in den meisten einigermaßen bedeutenden Fällen mit einem großen runden Hute, der mit einer breiten dreifarbigen Cocarde versehen war, bedeckt zu bleiben, so kümmerte uns dieß Hinderniß wenig.

Indem wir durch die kleine Wohnung gingen, sagte mir Avaray, er habe im Hofe des großen Schlosses eine der unsrigen ähnliche Miethskutsche gesehen, die ihn beunruhige. Ich benahm ihm seine Sorge, indem ich sie

für die der Madame erklärte. Doch, auf der Treppe bat er mich, zu warten, und sah nach, ob sie noch da sei. Da er sie nicht mehr wahrgenommen, kam er mit den Worten zu mir zurück: „Come along with me." — „I am ready," erwiederte ich, und wir bestiegen einen zweisitzigen Wagen. Der Zufall wollte, daß ich beim Einsteigen den Vordersitz einnahm. „Wie! Complimente?" sprach er. „Wahrhaftig," erwiederte ich, „hier bleibe ich!" Er wendete nichts weiter ein, befahl dem Kutscher, uns nach der neuen Brücke zu fahren, und so kamen wir aus dem Luxenburg.

Die Freude, meinen Kerkermeistern entwischt zu seyn, eine Freude, die Avaray redlich theilte, erheiterte unsere ganze Seele. Sobald wir zum Thore hinaus waren, sangen wir eine Strophe aus der Parodie der Penelope: „Ca va bien, ça prend bien, ils ne se doutent de rien." Wir begegneten in den Straßen Pöbel und einer Patrouille der Nationalgarde. Niemandem fiel es ein, auch nur nachzusehen, ob Jemand im Wagen sei.

Bei der neuen Brücke befahl Avaray dem

Kutscher, uns nach den Vier Nationen zu bringen; wir trafen unsern Wagen, der uns zwischen der Münze und den Vier Nationen erwartete, in einer engen Gasse, die die Ecken jener zwei Gebäude bildet. Der Kutscher, der Avaray hier schon am nämlichen Nachmittage abgesetzt hatte, glaubte, er sollte uns hierher bringen, und wollte anhalten; aber Avaray befahl, dem Schulgebäude gegenüber zu fahren, und hier stiegen wir aus. Der Kutscher fragte, ob wir mit ihm zufrieden wären. „Sehr zufrieden,“ antwortete Avaray; „ich nehme Dich vielleicht übermorgen wieder.“ Wir begaben uns nun wieder zu Fuß nach unserm Reisewagen; Avaray erinnerte mich, mich in Acht zu nehmen, im Gehen zu schwanken. Endlich erreichten wir ihn; ich stieg zuerst ein, dann Sayer, zuletzt Avaray. Peronnet ritt; wir nahmen den englischen Accent an, um zu sagen, daß wir nach Bourges gingen, und reisten ab. An der neuen Brücke fuhren zwei Wagen mit Postpferden bei uns vorüber; dieß fing an, Avaray zu mißfallen, und wurde ihm noch bedenklicher, als wir, nachdem wir den Weg verändert

ändert hatten, um ihnen auszuweichen, abermals von ihnen am Thore St. Martin eingeholt wurden, und als er sahe, daß sie unsern Weg einschlugen. Er zweifelte nicht, daß es Jemand von meiner Familie sei, und verwünschte die Prinzen, die aus Mangel an Einsicht den besten Plan vereitelten: denn er urtheilte ganz richtig, wenn wir so zusammen weiter reisten, würden wir uns nicht nur einer dem andern die Pferde rauben, sondern uns auch verdächtig machen, so daß wir unfehlbar angehalten werden würden. Ich theilte seine Besorgnisse nicht, da ich wohl wußte, daß es Madame sei, und daß wir, erst Bourget im Rücken, nichts mehr zu fürchten hätten; aber ich konnte mich nicht erklären in Gegenwart eines Menschen, der nicht in unser Geheimniß eingeweiht war. Glücklicherweise sprach Avaray nur von dem Mangel der Pferde, und ich stellte ihm vor, es müßte ein ganz besonderes Unglück seyn, wenn diese Wagen gerade nach Soissons gingen, da der Weg ja auch nach Flandern, Metz und Nancy führe. Als wir den Weg nach Chalons durchkreuzt hatten, wuchs seine Unruhe und Ungeduld, und ich

glaubte nun ihm etwas mehr sagen zu müssen, und erklärte in einem prophetischen Tone geradezu, daß jene beiden Wagen nach Douay gingen. Dieß beruhigte ihn nach und nach wegen des Zusammenfahrens; aber um Zeit zu gewinnen, bot er dem Postillon 6 Franken, wenn er die beiden Wagen überholte. Dieß gelang uns einen Augenblick; sie überfuhren uns bald von neuem, und wir kamen zugleich in Bourget an. Nun ließ Avaray Sayer absteigen, unter dem Vorwande, zu sehen, wer in den Wagen säße. Da wir allein waren, erklärte ich ihm das deutlicher, was ich vorher nur in zweideutigen Ausdrücken sagen konnte, wodurch er beruhigt wurde. Als wir bei Nanteuil waren, brach der Tag an; nun bestieg Sayer das Pferd, und Peronnet nahm seinen Platz im Wagen ein: er zog meine Diamanten aus der Tasche, und wir verbargen sie zwischen der Rückwand des Wagens und dem Futter, das wir wieder darüber leimten. Auch nahm ich den oben erwähnten Korkstöpsel, den Avaray geschwärzt hatte, und mahlte mir die Augenbraunen, ohne Caricatur, doch so, daß ich völlig unkenntlich wurde; ferner stellte ich

mich auf allen Posten schlafend, bis wir uns weiter von Paris entfernt hatten. Ich behauptete, beim Abfahren von einer jeden Station nach der Miene der Postillone bestimmen zu können, ob sie gut oder schlecht fahren würden; und wirklich habe ich mich nicht ein einziges Mal betrogen. Bis nach Verte-Feuille fuhren wir vortrefflich; aber hier versicherte ich, bis Soissons würde es sehr schlecht gehen, und ich täuschte mich nicht. Auf diesem Wege äußerte Avaray den Plan, den Abschied von seinem Regimente zu nehmen. So wenig ich auch seiner Meinung war, so gab ich doch seinen Gründen nach. Darauf sagte er mir, er sei geneigt, ihn von Soissons aus an Herrn du Portail zu schicken; ich zog ihn wegen des Ortes auf, indem ich ihn fragte, ob er denn glaube, hier mehr Zeit als auf den anderen Posten zu haben. Eben so wenig wollte ich, daß er ihn an Herrn du Portail schickte, da, wie ich wußte, der König sein ganzes Ministerium bei der Abreise entlassen hatte. Aber da er erwiederte, er werde ihn vom 18. Jun datiren, so hatte ich nichts weiter dagegen zu sagen. Der Postillon erfüllte meine Weissagung nur zu

gut; es war unmöglich, schlechter zu fahren. Auch schlossen wir, er sei ohne Zweifel Präsident des Jacobinerclubs von Soissons. Obgleich ich auf diese Weise scherzte, so hatte ich doch eine wahre Unruhe: seit einigen Meilen hatte ich bemerkt, daß das Bild, welches meine Schwester mir gegeben hatte, in Paris zurückgeblieben war; und, ohne gerade andächtiger als ein Anderer zu seyn, schmerzte mich doch dieser Verlust wirklich, und machte mir mehr Kummer, als der Verlust meines Stockes und der Dose.

In Soissons zeigte man uns an, daß eines der eisernen Bänder am linken Vorderrade zerbrochen sei; dieß war uns sehr unwillkommen, bald aber noch weit mehr, als sich bei näherer Untersuchung des Rades fand, daß auch die Felge zerbrochen war. Avaray äußerte nichts, aber ich sah deutlich, was in seiner Seele vorging. Nicht minder unruhig als er, suchte auch ich mich zu beherrschen. Wahrscheinlich gelang es mir: denn er hat mich nachher versichert, daß die Ruhe, die er an mir bemerkte, ihm auch die seinige wiedergegeben habe. Man schlug uns

vor, eine neue Felge zu machen; wir fragten, wie viel Zeit dazu nöthig sei. „Ohngefähr dritthalb Stunden,“ war die Antwort. Wenig erfahren in der Wagnerarbeit, folglich auch in andern Hülfsmitteln, die uns dienen konnten, betrachtete ich diesen Zeitverlust mit um so größerm Schmerz, da es schon halb neun Uhr war, da unsere Flucht schon in Paris bekannt seyn mußte, und jede Verzögerung uns um einen Theil des Vorsprungs brachte, den uns die Nacht verschafft hatte. Aber Avaray, der, wie ich gesagt habe, seine Kaltblütigkeit wieder angenommen hatte, ersann einen andern Ausweg, nämlich die Felge mit einem doppelten eisernen Bande zu befestigen; und dieser Vorschlag wurde angenommen. Während dieser Zeit schrieb er seinen Brief an Herrn du Portail, schloß ihn in einen andern an seinen Schwager, Herrn von Sourdis, ein, und trieb dann den Schmidt, die Arbeit zu fördern. Allein zurückgeblieben, gerieth ich auf den Einfall, seine Brieftasche, die er im Wagen vergessen hatte, anzusehen. Wie groß war meine Ueberraschung und Freude, als mir das Bild in die Hände

fiel, welches ich in Paris gelassen zu haben glaubte! Meine Ueberraschung erreichte den höchsten Grad, da er mich nachher versicherte, er sei eben so erstaunt gewesen, als ich, es in seiner Brieftasche zu finden, ohne sich zu entsinnen, es hineingelegt zu haben. Der Postmeister stand bei dem Wagen, und im Vertrauen auf meinen englischen Accent, unterhielt ich mich ziemlich lange mit ihm, ohne daß Eine Miene, Eine Bewegung von seiner Seite mich fürchten ließ, daß er nur muthmaße, wer ich sei. Endlich war unser Rad wieder in Stand gesetzt, und man versicherte, es könne noch 12 bis 15 Meilen halten. Dieß war bei weitem nicht unsere Rechnung, denn wir hatten noch 32 bis nach Mons zu machen; allein, unserm guten Glück ein wenig trauend, beunruhigten wir uns nicht sehr, und reisten weiter. — Ehe ich meinen Bericht fortsetze, muß ich noch einer Gefahr erwähnen, der wir ohne unser Wissen entgingen, und die gewiß die größte war, in der wir schwebten.

Herr von Tourzel war am Donnerstage oder Freitage von Paris abgereist. Um keinen

Verdacht zu erwecken, hatte er zwei Tage zu Haute-Fontaine im Hause des Herrn Erzbischofs von Narbonne zugebracht. Sein Bedienter, dem die Flucht aus Frankreich wenig am Herzen lag, gerieth in der Trunkenheit auf den Einfall, ihn dem Jacobinerclub von Attichy, nahe bei Haute-Fontaine, als einen Aristokraten anzuzeigen, der in das Ausland ginge, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Sogleich ließ der Club an alle übrigen in den benachbarten Städten, und namentlich an den von Soissons, die Aufforderung ergehen, alle Reisenden anzuhalten. Darauf stellten sich die Anführer an die Spitze von 60 Nationalgarden, und gingen nach Haute-Fontaine, um sich des Herrn von Tourzel zu bemächtigen; doch da sie an ihm einen jungen Menschen fanden, der fast das Ansehen eines Kindes hatte, und ganz bescheiden in einem Cabriolet reiste, verachteten sie die Angabe des Bedienten, und ließen den Herrn weiter ziehen. Wahrscheinlich gaben sie auch den benachbarten Clubs einen Gegenbefehl, ohne welchen wir offehlbar verhaftet worden wären. Aber dennoch kann ich mit Recht sagen, daß dieß die größte

Gefahr war, in der wir schwebten; und wenn ich sie gekannt hätte, dann wären wir gewiß auf einem andern Wege gereist.

Das Posthaus zu Vaurains, zwischen Soissons und Laon, ist ein allein stehendes Gebäude, und man trifft durchaus nur Postbediente, die alle mit ihren Pferden beschäftigt sind. Die Gelegenheit schien' mir so schön, um auszusteigen und meine erstarrten Beine ein wenig zu bewegen, daß ich es auf der Stelle ausführen wollte; aber Avaray widersetzte sich mit solcher Festigkeit, daß ich nachgeben mußte. Dann schlug ich vor, zu frühstücken; wir hatten eine Pastete und Bordeauxwein, aber Brot hatten wir vergessen. Indem wir nun die Rinde mit der Pastete verzehrten, dachten wir an die Worte der Königin Marie Therese, in deren Gegenwart man die armen Leute beklagte, die kein Brot hatten: „Aber, mein Gott, warum essen sie denn nicht Pastetenrinde?“ — Avaray hatte darauf einen herrlichen Gedanken, nämlich Sayer wieder in den Wagen zu nehmen, und Peronnet mit dem Maaße unserer Wagenfelge vorauszuschicken, um darnach eine ähnliche machen zu

lassen, in dem Falle, daß das eiserne Band nicht hinlänglich wäre, und nicht noch einmal Gefahr zu laufen, zwei Stunden zu warten. Sayer erzählte uns unterwegs zu unserm großen Vergnügen, daß Jedermann uns für wirkliche Engländer hielt, und setzte hinzu, man hätte ihm überall gesagt, wir gingen nach Brüssel. Wenn man uns für Franzosen erkannt hätte, so würde uns diese Meinung sehr mißfallen haben; als Engländern wurde sie uns gleichgültig. Avaray, da er ihn aufgelegt zu sprechen sahe, leitete ihn auf die Tagsbegebenheiten, worüber er sich sehr frei äußerte. Unter andern sagte er mir etwas, was mir seitdem sehr aufgefallen ist, nämlich: man finge an, den König für einen Narren zu halten. (Ich muß bemerken, daß Sayer das Französische schlecht spricht, und daß das englische Wort fool, welches er offenbar im Sinne hatte, noch eine ganz andere Bedeutung als „Narr" hat. Auch machte er eine Bemerkung, deren Wahrheit mich überraschte: man könne nicht sagen, daß es wirklich Aristokraten und Demokraten gebe, weil der Mensch, der nur sechs Pence

habe (dieß war der Ausdruck, den er gebrauchte) denjenigen als Aristokraten behandle, der einen Schilling besitze. Unterdessen war Peronnet drei gute Viertelstunden vor uns nach Laon gekommen; allein der Wagner war in die Stadt gegangen, und bei unserer Ankunft noch nicht zurückgekommen. Wir ließen daher unser Rad sorgfältig untersuchen, und da man uns versicherte, es sei in gutem Stande, setzten wir unsere Reise fort, ohne weiter an eine neue Felge zu denken.

Unmöglich kann man schlechter fahren, als wir von Vaurains, und besonders von Laon, bis nach La Capelle. Ich fing an, zu besorgen, daß wir nicht mehr vor dem Thorschlusse nach Avesnes kommen würden, und dachte daran, über Landrecy zu reisen, wo die Post außerhalb der Stadt liegt. Dieß würde uns freilich um 4 Meilen aufgehalten haben; aber dieses Uebel wäre doch unbedeutend gegen das gewesen, ganz zurückzubleiben. Die Unruhe, die mir die Langsamkeit der Postillons verursachte, wurde bald durch eine schrecklichere verdrängt. Avaray, der seit einiger Zeit still und ernst gewor-

den war, so heiter und gesprächig er auch auf dem ganzen Wege gewesen, gestand mir endlich zwischen Marle und Vervins, daß er Blut auswerfe, und ich sahe nur zu deutlich den Beweis in seinem Tuche, das ich mit einer unwillkührlichen Bewegung ergriff, sobald er mir das Geständniß gethan hatte. Man denke sich meine Empfindungen! Ich durfte nicht zweifeln, daß die Anstrengungen des Geistes und Körpers, die er bei den Anstalten zu unserer Flucht ertragen hatte, verbunden mit der durchwachten Nacht und den Beschwerden der Reise, es waren, die ihm dieses Uebel zugezogen hatten. Ich wußte, daß es mehrere Tage anhalten würde, und ich besitze so viel Kenntnisse von der Medicin, um zu wissen, daß bei einem solchen Falle die größte Ruhe das erste und nothwendigste aller Arzneimittel ist. Gott ist mein Zeuge, daß, wenn er bei unserer Gefangennehmung nicht weit größere Gefahr, als ich selbst, gelaufen wäre, nichts in der Welt mich vermocht haben würde, einen Schritt weiter zu thun; aber ich hatte davon eine nur zu schreckliche Gewißheit. So betrachtete ich mich in jedem Falle als den Mörder dessen, den

ich aus Freundschaft geliebt hatte, ehe ich ihn noch aus Dankbarkeit liebte, und der mir selbst in diesem Augenblicke den Beweis gab von einer so treuen und heldenmüthigen Freundschaft. So sehr ich mich auch zu beherrschen suchte, meine Seele spiegelte sich in meinen Blicken. Er bemerkte es, und nicht achtend, was er litt, die Unruhe, die bei einem solchen Uebel eigenthümlich ist, bekämpfend, suchte er mehr mich zu trösten, mich seinetwegen zu beruhigen, indem er sagte, es sei nichts von Bedeutung, es komme nur von einer kleinen Erhitzung, er fühle, daß es vorüber gehe. Ich hörte nicht mehr auf das, was er zu mir sagte; ich hatte mich zu Gott gewendet, und betete mit einer Inbrunst, wie ich gewiß nie für mich gebetet haben würde. Ob ich gleich nicht wage, es meinem Gebete zuzuschreiben, so ist doch so viel gewiß, daß das Blutspeien aufhörte und nicht wieder kam. Ich würde schlecht schildern, was ich empfand, als ich beim ersten ganz weißen Auswurf sein Tuch ansahe und jeden Augenblick untersuchte. Kalte und gefühllose Herzen werden ohne Zweifel diese umständliche Erzählung unedel, vielleicht sogar ekelhaft

finden; aber für sie schreibe ich nicht, und die gefühlvollen Herzen werden anders darüber urtheilen.

In La Capelle fragten wir die Postmeisterin auf das Gewissen, ob wir vor dem Thorschlusse in Avesnes ankommen würden. Sie versicherte uns, daß wir nicht nur daselbst ankommen, sondern sogar noch weiter reisen könnten. Darüber waren wir sehr vergnügt, denn wir wußten wohl, daß wir nur an diesem Orte etwas zu fürchten hatten. Bald hörte ich einen Streit sich erheben zwischen ihr und Peronnet, der bei jeder Post, der Bezahlung wegen, abstieg. Die Veranlassung war diese: Wir fuhren mit drei Pferden, wofür wir freigebig dreißig Sous bezahlten. Sie verlangte (und darin hatte sie Recht), daß, da wir drei im Wagen säßen, wir vier Pferde bezahlen müßten. Peronnet behauptete das Gegentheil, und sie drohete, uns vier Pferde und zwei Postillone zu geben. Es schien uns lächerlich, einen Augenblick unser Leben gegen zehn Sous aufs Spiel zu setzen: denn der ganze Unterschied beträgt nur drei Pferde zu dreißig Sous, und viere zu fünf und

zwanzig. Avaray sagte ihr, sie behandele uns so, weil wir Ausländer wären. „Nein,“ erwiederte sie, „ich hätte das Recht, Ihnen sechs zu geben, wenn ich es wollte. „Gut!“ antwortete ich (überzeugt, daß man mich für einen Engländer hielt, da alle Postillone, mit denen ich geredet hatte, über meinen Accent gelacht hatten) „geben Sie uns sechs Pferde, ich bezahle fünfe.“ Sie fing an zu lachen. Dann wendete ich mich ganz ernsthaft zu Peronnet mit den Worten: „Perron, zahlen Sie, was Madame verlangt; man soll nicht sagen, daß Michel Foster sich mit einer Dame aus Eigennutz gestritten hat.“ Der Ton, den ich annahm, das Ernste, die Miene, der Accent, kurz, tausend Dinge, die sich nicht beschreiben lassen, gaben die lächerlichste Scene von der Welt. Aber wir hüteten uns wohl, zu lachen. Wir erkundigten uns nach dem Namen des Regiments in Avesnes. Man nannte uns das Regiment Vintimille. Dieß war Avaray sehr ungelegen, da er vor zwei Jahren den Offizieren dieses Regiments ein Diner gegeben hatte. Es wurde verabredet, er solle sich so gut als möglich in dem

Wagen niederducken, und wir reisten weiter. Unterwegs zeigte sich die Sonne, die den ganzen Tag nicht geschienen hatte, und nöthigte mich, die Jalousie aufzuziehen. Dieser Umstand scheint unbedeutend, aber man wird bald sehen, welche wichtige Folgen er für mich hatte.

Man verlangte, wie es gewöhnlich ist, am Thore zu Avesnes unsere Namen, und fragte, ob wir in der Stadt blieben. Wir antworteten, wir wären zwei Engländer, und reisten weiter; zeigten unsere Päſſe, die man nicht einmal ansah, und kamen zur Post; aber Sayer, der außerordentlich träge war, und den Jedermann, besonders ein Engländer, den er zufällig hier traf, überredet hatte, es wäre thöricht, weiter zu reisen, da man nicht in Maubeuge einfahren könnte, hatte diesem Rathe gefolgt, und keine Pferde bestellt. Wir verlangten sie sogleich, mußten aber eine starke Viertelstunde darauf warten, während wir zwischen der Post und dem Militair-Kaffeehause, das mit Offizieren angefüllt war, anhielten. Glücklicherweise schützte uns die oben erwähnte Jalousie gegen die Seite des Kaffeehauses, und die Offiziere hat-

ten selbst die Aufmerksamkeit, mehrere Bürger zu verhindern, in den Wagen zu sehen. Doch sah ich wohl, wie sehr Avaray litt, wie er getheilt war zwischen der Unruhe, die uns unsere Lage verursachte, und dem Zorne auf Sayer, der uns darein gebracht hatte. Ich suchte ihn zu beruhigen, und erreichte bald meinen Zweck. Endlich fuhren wir ab, und, sobald wir vor der Stadt waren, sangen wir aus vollem Herzen: „La victoire est à nous!“ Unser Postillon fuhr gut, und schien ein lustiger kecker Gesell zu seyn; aber wir bemerkten nicht ohne Aengstlichkeit, daß er sich oft umsah. Endlich hielt er an, und fragte: wohin er uns fahren solle? Zur Post, sagte ich ihm. — Gut, antwortete er, die Post ist ein schlechtes Wirthshaus; ich werde sie zum großen Hirsch bringen, wo es Ihnen gefallen wird. — Aber, es ist nicht die Rede von Gut oder Schlecht; wir wollen nicht in Maubeuge bleiben. — Und, wo dann? — In Mons. — In Mons? wiederholte er lachend, ach, dahin werden Sie heute nicht kommen. Und warum nicht? — Weil man Sie höchstens zu den Thoren hinein, aber nicht wieder heraus läßt. —

Aber

Aber, was kümmern uns die offenen oder die verschlossenen Thore, da die Post nicht in Maubeuge ist? — Sie ist seit einem halben Jahre daselbst. — Wie? giebt es denn keinen Weg, auf dem man die Stadt umgehen kann? — O ja! — Wohlan, mein Freund! da wir sehr gedrängt sind und Du gute Pferde hast, kannst du uns nicht um die Stadt fahren und die Station verdoppeln? Wir werden Dir gut zahlen. — Ich! rief er aus; um keinen Preis in der Welt!

Diese wenigen Worte zeigten mir unsere ganze schreckliche Lage. Da ich aber keinen Ausweg fand, beschloß ich, mich in das Schicksal zu ergeben, das ich nur zu gut vorhersahe. Mein Opfer war leicht; das meines Freundes zerriß mir das Herz. Aber er, immer so ruhig, als ob nicht die geringste Gefahr vorhanden gewesen wäre, nahm das Wort in schlechtem Französisch mit einer Beredtsamkeit, die mir nachzuahmen unmöglich ist, und sagte zum Postillon, es läge uns unendlich viel daran, nach Mons zu kommen; wir hätten seine Schwester, meine Cousine, ein herrliches Mädchen, das wir Beide aufs

zärtlichste liebten, todtkrank in Soissons zurückgelassen. Der einzige Arzt, zu dem sie Vertrauen hätte, wohne in Mons; und wenn wir ihn nicht so schnell als möglich herbeischafften, sei seine Schwester verloren und wir die Unglücklichsten von der Welt. Kurz, wenn er uns noch hinbrächte, wolle er ihm eine, zwei, ja drei Guineen zahlen. Diese Rede, besonders die drei Guineen, wirkten wunderbar auf den Postillon. Er bedachte sich einen Augenblick; dann sagte er: Nun gut, ich will Sie fahren! Doch schlug er uns vor, nicht nach Maubeuge selbst zu gehen, sondern die Pferde von dort holen zu lassen. Wir meinten, das würde eben so schwer seyn. Endlich sagte er uns, er kenne den Weg durch die Vorstadt nicht, aber er wolle einen Führer nehmen. Darauf nahmen wir Sayer wieder in den Wagen; Peronnet mußte reiten, um den Postillon zu bewachen, und wir fuhren weiter.

Sobald wir in der Vorstadt waren, hielt der Postillon an, ging in eine Schenke, um sich zu erfrischen, und verlangte einen Wegweiser. Einige Weiber daselbst, denen er die Rührung, die

unsere angebliche auf ihn gemacht hatte, mittheilte, sagten ihm, er könne nicht weiter kommen. Warum nicht? fragte er. Ist die rothe Brücke nicht mehr da? — O ja, antwortete eine der Frauen, aber es wird an der neuen Sambre gebaut; es sollen dreihundert Menschen dabei arbeiten; es sind Gräben gezogen, aus denen Ihr nicht herauskommen werdet. — „Verschafft mir nur einen Führer, weiter brauche ich nichts.“ Die Frau, die mit ihm gesprochen hatte, rief ihren Bruder herbei, der zufällig einer der Arbeiter war; er erbot sich, uns an den Graben zu bringen, bestätigte aber, was seine Schwester von der Unmöglichkeit, durchzukommen, gesagt hatte. „Und wenn's in die Hölle wäre,“ rief der Postillon; „ich will durch; nehmt die Laterne, und zeigt mir den Weg!“ Dieses Gespräch gewährte uns, wie man leicht denken kann, kein großes Vergnügen; aber die Entschlossenheit des Postillons machte uns Muth.

Wir befanden uns nun zwischen Feldern, hundert Schritt weit von den Wällen einer Festung, beinahe gewiß, gefangen zu werden,

wenn eine Schildwache unsere Laterne sah und ihre Schuldigkeit that. Wir hätten uns, um hier einen Ausweg zu finden, lieber von der Höhe der Wälle herab beschießen lassen. An den Graben angekommen, wollte ich zu Fuß durchgehen, aber der Postillon hielt mich zurück; er stieg ab, untersuchte den Graben, fand ihn zwar tief, doch nicht breit, setzte sich wieder aufs Pferd, und fuhr uns mit der größten Geschicklichkeit hinüber. Der Wegweiser leitete uns, so lange wir noch zwischen den Feldern waren, und verließ uns erst an der Straße. Jetzt waren wir endlich auf dem Wege nach Mons, und zweifelten nun nicht mehr, es ohne Hindernisse zu erreichen.

Ehe ich mich der Freude überließ, dankte ich Gott für meine wieder erhaltene Freiheit, und nun wollte ich mich ihrer mit Avaray erfreuen. Da wir aber noch auf französischem Boden waren, suchte er die Ausbrüche meiner Empfindungen zurückzuhalten, weil Sayer mich noch nicht kannte. Doch dieser lag in tiefem Schlafe auf meiner Schulter, und Avaray selbst war so froh, daß er sich von mir fortreißen ließ. Ich

fing damit an, die verwünschte dreifarbige Cocarde mit den Worten der Armide von meinem Hute zu reißen: „Eitler Schmuck einer unrühmlichen Weichlichkeit! ꝛc.“ (Ich habe Avaray gebeten, sie sorgfältig aufzuheben, so wie Columbus seine Fesseln bewahrte.) Dann überlegten wir, was wir in Mons thun würden, da wir es noch von Truppen besetzt und die Thore geschlossen zu finden glaubten. Wir wollten in der Vorstadt einkehren, und wenn wir hier kein Nachtquartier fänden, wollte ich an den Commandanten schreiben, und mich zu erkennen geben, und von ihm den Einlaß in die Stadt zu erhalten. Wir versahen uns auch auf den Fall, wenn wir nur Ein Bett fänden; ich wollte es Avaray überlassen, und als der Stärkere die Nacht im Lehnstuhl zubringen. Er erklärte mir dagegen, daß er es durchaus nicht zugeben werde, und lieber auf einer Matratze am Boden neben meinem Bette liegen wolle. Ich bestand aber darauf, daß er wenigstens das Bett mit mir theile, wiewohl wir noch gar nicht wußten, ob wir eins finden würden. Der ganze Streit kam mir so lustig vor, daß ich ihn in den Versen Hippolyts und

Ariciens parodirte, die mit den Worten: Unter Mars Fahnen ꝛc. anfangen, indem ich Matratze für „Unglück“ gebrauchte, worüber wir viel lachten. Diese Pläne, dieser Wettstreit, die Erinnerungen an unsere Reise und tausend andere, die sich alle in der Seele zweier der zufriedensten Wesen verschönerten, begleiteten uns bis zum Dorfe Bossu, eine Viertelmeile von Mons entfernt. Unser Postillon, der nie hierher gekommen war, hielt es für die Vorstadt, und wir pochten an mehrere Thüren, von denen sich nicht Eine öffnete. Endlich sagte er uns, er sehe die Hauptkirche von Mons. Wir fuhren darauf zu, und kamen — an ein Taubenhaus. Doch gelangten wir beim Weiterfahren wirklich in die Vorstadt. Ein Hufschmidt, den wir so glücklich waren aufzuwekken, wies uns nach einer Herberge. Diese hatte aber ein so schlechtes Aussehen, daß wir beschlossen, sie nur zu benutzen, um an den Commandanten in Mons zu schreiben. Ich stieg seit vier und zwanzig Stunden zum ersten Male aus dem Wagen. Wir pochten an die Thüre; eine Magd kam, und fragte, was wir wollten. „Ei-

nen Brief schreiben," antwortete ich. Auf diese Antwort machte sie mir die Thüre vor der Nase zu; aber der Postillon, der sich erfrischen wollte, pochte so stark, daß sie die Thüre wieder öffnete. Wir traten ein. Ich bedurfte der Erholung, denn die Beine waren mir so erstarrt, daß ich mich kaum aufrecht erhalten konnte.

Während man sich nach den Hülfsmitteln erkundigte, die etwa hier zu finden wären, war es mein erstes Geschäft, mich auf die Knie zu werfen, um Gott in einer würdigern Stellung zu danken, als es bisher möglich gewesen war. Als ich mich dieser ersten Pflicht entledigt hatte, erfüllte ich eine nicht minder heilige und süße, indem ich meinen geliebten Avaray in meine Arme schloß, da ich ihn zum ersten Male ohne Furcht und Unbesonnenheit meinen Retter nennen konnte. Indessen sahen wir bald, daß wir in dieser verwünschten Schenke weder Betten noch etwas zu essen haben konnten; Alles, was wir erhielten, war ein wenig elendes Bier. Alsdann entschlossen wir uns, an den Commandanten zu schreiben; Peronnet besorgte den Brief, und wir ließen uns unterdessen bei einem schlechten Stein-

kohlenfeuer mit unserm Postillon in ein Gespräch ein, der ohne Umstände an meiner Seite Platz nahm. Anfangs fragte ich nach seinem Namen; er hieß La Jeunesse. Man sieht wohl, daß es nicht bloße Neugierde von meiner Seite, sondern daß es mir wichtig war, den Namen eines Menschen zu wissen, der, obwohl ohne es zu ahnden, mir einen so großen Dienst geleistet hatte. Darauf fragte ich ihn, ob es in Avesnes viele Priester gäbe, die den Eid geleistet hätten. „Es fehlt uns nicht daran,“ antwortete er mir, „aber die größte Anzahl ist der Pflicht treu geblieben. Sie haben einen neuen Eid für die Armee ersonnen; alles dieß dient nur dazu, den Offizier mit dem Soldaten zu entzweien. Gott weiß, wie das Alles gehn wird.“ Avaray fragte darauf, wie sich das Regiment Vintimille betrüge. „O!“ antwortete er, „es ist ganz ruhig; sonst war Ihnen ein Exerciren, dreimal in der Woche, da war's eine Lust; jetzt einmal in acht Tagen, und dazu rücken sie um 7 Uhr aus, um 8 Uhr sind sie wieder zu Hause, und in dieser ganzen Zeit hört man weder Rechts! noch Links! Immer nichts als Musik.“ Noch fragte ich ihn, wenn wir in

Maubeuge die Thore zu passiren gehabt hätten, an wen wir uns deßhalb hätten wenden müssen, an den Commandanten oder die Municipalität! „Ei, zum Henker!“ antwortete er mir, an die Municipalität! Haben sie nicht Alles an sich gerissen? Wer sind diese Beamten? Verfluchte Lumpenkerle! Rathen Sie einmal; in einem Dorfe, wodurch wir gekommen sind (er nannte es mir, ich konnte aber den Namen nicht gut verstehen), wer ist da der Volksregent mit zwei Epauletten? Ein Essighändler!“ Indem er uns dieß Alles erzählte, zuckte er die Achseln; Alles, was er sprach, verstärkte er durch Gebehrden und Ton; ja, ich kann sagen, er ließ uns die Müdigkeit und den Hunger vergessen. Doch Beides erhöhete unsere Freude, als Peronnet mit der Nachricht zurückkam, daß die Thore geöffnet wären. La Jeunesse sagte uns darauf, er habe gehört, daß der beste Gasthof in Mons die Kaiserkrone sei, und wir befahlen ihm, uns dahin zu fahren.

Als wir in die Stadt kamen, fragte man uns nach Namen und Charakter. Avaray, an den man die Worte richtete, zögerte mit der

Antwort; da endigte ich seine Verlegenheit, indem ich erklärte, wir wären Monsieur, Bruder des Königs von Frankreich, und der Graf d'Avaray, und wollten in der Kaiserkrone absteigen. Der wachthabende Unterofficier sagte uns, wir würden in der Wilden Frau erwartet, und Madame wäre schon dort. Wir begriffen nicht recht, wie sie, über Tournay gereist, schon in Mons seyn könne. Indessen, erfreut über das unerwartete Glück, ließen wir uns zur Wilden Frau bringen. Hier fanden wir den Wirth an der Thüre, der uns bestätigte, daß wir erwartet würden. Aber nachdem wir eine ziemlich schlechte Treppe hinaufgestiegen waren, fanden wir einen Bedienten mit einem Lichte in der Hand, der, als er mich vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtet hatte, in ziemlicher Verlegenheit zu mir sagte, ich sei es nicht, den man erwarte. Die Thüre des Zimmers war offen, und eine Frau, die im Bette lag, fing an zu schreien: „Er ist es nicht! Kommt nicht herein!“ Nun fragte der Wirth, der mich seiner Seits betrachtet hatte: „Sind Sie also nicht der Graf Fersen?“ „Der bin ich nicht,“ erwiederte

ich; „aber da die Dame nichts von uns wissen will, können Sie uns nicht ein anderes Zimmer geben?“ Ein trocknes Nein war seine ganze Antwort. Wie man sich vorstellen kann, ziemlich mißvergnügt über dieses Abenteuer, welches uns anfänglich so glücklich zu seyn schien, stiegen wir die Treppe wieder hinab, setzten uns in den Wagen, und fuhren zur Kaiserkrone, wo der Wirth uns ebenfalls erklärte, er könne uns kein Zimmer geben. Dieser zweite Unfall fing im Ernst an, uns zu betrüben, als eine aus dem Hause kommende Stimme uns die Worte vernehmen ließ: „Herr von Avaray, sind Sie es?“ Er erkannte sie anfänglich nicht; doch ich erkannte die Stimme der Frau von Balbi. Wir stiegen aus und traten in das Haus. Madame Balbi ließ es sich angelegen seyn, uns Essen geben zu lassen. Die Speisen im Gasthofe waren schlecht; glücklicher Weise hatte sie ein kaltes junges Huhn und eine Flasche Bordeauxwein. Wir aßen. Dann hatte sie die Güte, mir ihr Bett zu überlassen; Avaray erhielt das ihrer Kammerfrau, und zum ersten Male seit zwanzig und einem halben Monate legte ich mich

mit der Ueberzeugung nieder, nicht durch eine Schreckensscene aufgeweckt zu werden.

Ich schlief ohngefähr sechs Stunden, und wurde von Herrn von La Châtre aufgeweckt, der sich in Mons aufhielt, und von der Ungeduld, mich wieder zu sehen, getrieben wurde, meinen Schlaf zu unterbrechen. Kaum war ich aufgestanden, als ich den Grafen Fersen ankommen sah, der den König bis nach Bondi begleitet hatte. Bei der Ueberzeugung, den König könne nun, aus Paris entkommen, weiter kein Unfall treffen, fehlte nichts mehr an meinem Glücke. (Die näheren Umstände des Planes zur Flucht waren mir völlig unbekannt.) Ich überließ mich ganz meiner Freude, und umarmte den Grafen von ganzem Herzen. Sobald ich angekleidet war, empfing ich den Besuch von allen Franzosen, die sich in Mons aufhielten, und von den österreichischen Offizieren der Besatzung von Mons. Die Aufnahme, die sie mir bezeigten, war mir sehr schmeichelhaft; aber ich brannte vor Begierde, die Reise nach Namur weiter fortzusetzen. Doch konnte dieß unter zwei Stunden nicht geschehen, da der Stellmacher

bei Ausbesserung der verwünschten Felge, die uns am vorigen Tage so viel Noth gemacht hatte, die nebenstehende zerbrochen hatte, so daß sie, um unsere Reise nicht noch mehr zu verzögern, ebenfalls mit einem eisernen Bande befestigt werden mußte, und wir in dem nämlichen Zustande von Mons abreisten, in welchem wir daselbst angekommen waren. Ich erkundigte mich nach La Jeunesse, und erfuhr, man habe ihm zehn Louisd'or ausgezahlt; er sei anfangs, da er erfahren, wen er gefahren habe, sehr erschrocken, allein der Anblick des vielen Goldes habe ihm so große Freude verursacht, daß er sogleich, ohne sich weiter um etwas zu bekümmern, zurückgefahren sei. Ich habe später vernommen, daß er sich durch die Erklärung aus der Sache gezogen hat, wir hätten ihn mit Gewalt genöthigt, uns zu fahren, und war sehr erfreut, ihn aus der Gefahr, in welche wir ihn gestürzt hatten, gerettet zu wissen.

Die Tagereise von Mons nach Namur bietet nichts Interessantes für die Neugierde dar. Die Herzensergüsse zweier Freunde, von denen der eine stolz ist, den andern gerettet zu haben,

und dieser seiner Seits sich seines Glückes um so mehr freut, da er es seinem Freunde verdankt, sind köstliche Genüsse für sie selbst, aber ohne Werth für Andere. Wir kamen sehr spät und von Hunger gequält nach Namur. Obgleich das Essen im Hotel von Holland nicht viel taugte, fanden wir es doch vortrefflich. Uebrigens waren wir vergnügt, fanden guten Rheinwein, und konnten nicht aufhören zu trinken. In meinem Leben habe ich wohl nie eine bessere und fröhlichere Mahlzeit gehalten.

Bei meinem Erwachen empfing ich den Besuch des Commandanten von Namur, General Moitelle, und aller Offiziere der Garnison, die weit stärker als die von Mons war. Sie schienen mir so zufrieden, mich in ihrer Mitte zu sehen, so voll Eifers für die Sache des Königs, daß ich der undankbarste aller Menschen hätte seyn müssen, um nicht davon gerührt zu werden. Ich war es nicht weniger von der Achtung, die sie meinem theuern Avaray bezeigten. Man hätte sagen können, sie erriethen mein Herz, und fühlten, daß ihr Benehmen gegen ihn mir wohlthuender war, als das, welches sie mir

selbst bezeigten. Indessen, ohne noch irgend eine Unruhe wegen des Königs zu haben, fand ich, daß die Nachrichten von Montmedy lange ausblieben; auch wollte ich meine Zuflucht nicht nach Longwy nehmen, ohne zu wissen, ob wir im Besitz dieses Landes wären. Daher bat ich den General Moitelle, eine Stafette an den Commandanten von Luxenburg mit dem Befehle zu schicken, daß er mir, wo ich auch sei, die Nachrichten, die er von dem Könige erführe, zukommen lassen solle, da ich fest entschlossen war, bis nach Luxenburg zu gehen, wenn ich von ihm nichts hören würde.

Man hatte uns sehr schlechte Wege angekündigt. Bis zur ersten Post glaubten wir, man habe uns necken wollen; aber bald sahen wir, daß man nur zu wahr gesprochen habe. Die Riegelnägel, die das Vordergestell des Wagens halten, waren den Stößen gewichen; wir versuchten anfangs, sie mit einem Stricke zu befestigen; da aber dieß Mittel nicht ausreichte, mußten wir in einem Dorfe, Rattoye, anhalten, um neue machen zu lassen. Die Sonne schoß ihre Strahlen mit solcher Heftigkeit auf uns, daß

ich Avaray vorschlug, den Schatten zu suchen. Wir kamen bis zu einem Hause, vor welchem eine halb verbrannte Bank stand. Dieß fiel uns etwas auf. Eine Frau trat heraus, und nöthigte uns, herein zu kommen und uns zu erfrischen. Beides schlugen wir aus, nahmen aber die Stühle an, die sie uns vor der Thüre anbot. Avaray schickte Sayer nach seiner Brieftasche, und fing an, die Bemerkungen auf unserer Reise, die er mit Bleistift gemacht hatte, mit der Feder nachzuziehen.

Unterdessen kamen zwei Frauen, eine ältere und eine jüngere, zu der Bank. Die junge setzte sich, und die alte, die ein ziemlich großes Bündel niedergelegt hatte, warf sich mehr, als sie sich setzte, zur Erde, und schien einer Ohnmacht nahe. Wir fragten sie, was ihr fehle; aber die Wirthin (das Haus war eine Schenke) sagte uns, die Frauen wären Deutsche aus Würzburg, die gewöhnlich die Bestellungen der Offiziere der Garnison von Namur besorgten. Die jüngere betrachtete die ältere mit schmerzlichen Blicken. Wir verstanden nicht, was sie zu ihr sprach; aber das Wort Mutter, das sie mit

einem

einem sanften Flötentone aussprach, klang in unsern Ohren, mehr noch in unsern Herzen wieder. Wir forderten die Wirthin auf, ihr Hülfe zu leisten; diese bot ihr Bier an, aber jene verlangte Branntwein. Die Wirthin sagte uns, sie habe keinen, wohl aber die Frau des Schmidtes, der so eben unsern Wagen ausbesserte; doch die sei in der Kirche. Glücklicherweise gingen Bauerknaben vorüber, und sie schickte einen von ihnen fort, der sich freundlich erbot, den Branntwein zu holen. Ehe er zurückkam, äußerten wir der Wirthin unser Befremden, daß sie nicht einmal Branntwein in ihrem Hause habe. „Ach, meine Herren!“ erwiederte sie, „Sie wissen nicht, was wir in diesen Zeiten gelitten haben; ich bin noch lahm davon. Hören Sie nur, wie es mir ergangen ist. Auf dem Rückzuge der Armee nahmen die Soldaten Alles, was sie an Lebensmitteln fanden, so daß ich zwei Tage weder etwas zu essen noch zu trinken hatte. Ich war ganz erschöpft, und neulich hatte ich das Unglück, von der Treppe zu fallen, und mir die Hüfte zu verrenken. Tags darauf kamen die Patrioten. Mein Mann floh;

schwach und verletzt, wie ich war, konnte ich ihm nicht folgen; und wüthend darüber, daß wir die Truppen aufgenommen hatten, nahmen sie unser ganzes Hausgeräth, warfen es in das Feuer, das sie mitten im Zimmer anzündeten, und wollten erst mich selbst hinein werfen. Doch besannen sie sich anders, zerbrachen meine Krücke, schleppten mich im ganzen Hause umher, dann hinaus, und schlugen mich lahm, wie Sie sehen.“ Bei diesen Worten ließ sie mich an ihre Hüfte fühlen, und wirklich war der Knochen so ausgerenkt, daß er nicht wieder eingerichtet werden konnte. In diesem Augenblicke kam der Knabe mit dem Branntwein wieder. Man reichte ihn der Alten, die etwas davon trank und ihn dann ihrer Tochter gab; diese benetzte ihre Lippen, und gab ihn der Mutter zurück. Wir wollten den Knaben bezahlen; die Wirthin sagte, sie habe ihm schon zwölf Sous gegeben; wir boten ihm noch etwas an, aber er lief so schnell weg, daß wir ihn nicht einholen konnten. Dann gaben wir der Wirthin ein Sechs-Livres-Stück, und diese brachte den armen Weibern Brot, Butter und Bier. Die

Alte, die sich ein wenig erholt hatte, erhob sich, warf sich vor uns auf die Kniee, und küßte uns die Hände. Wir zogen sie sogleich empor; ich nahm meinen Hut ab, zeigte ihr den Himmel, und rief: Gott! Gott! Sie griff nach ihrem Rosenkranze, drückte ihn an ihr Herz, und fing an zu beten. Indessen setzten wir unser Gespräch mit der Wirthin fort über das, was sie gelitten hatte. „Ach,“ meine Herren! sagte sie, „welche schreckliche Sache ist der Aufruhr! Ich leide durch den französischen eben so, wie durch den unseres Landes. Ich bin sehr in Sorgen wegen meiner Verwandten. Ich bin in Frombaine, bei Givet, geboren; ich gebe mir alle Mühe, sie zu bewegen, die Stadt zu verlassen; aber ich kann sie nicht dahin bringen. Dieß macht mich noch unglücklicher. Ach, meine Herren! was gilt denn dem Menschen mehr als Gott, der König und das Vaterland?“ Avaray war schon bei dem Benehmen der Alten zu Thränen gerührt; ich war durch die Rede der Wirthin bewegt, erhoben. „Wohlan, meine Gute!“ sprach ich, „da Ihr so denkt, so betet für den König; er ist vielleicht

in der größten Lebensgefahr, er hat Paris verlassen.“ — O, mein Gott! schrie sie, was sagen Sie mir? — Ja, rief Avaray, hier ist sein Bruder, der mit ihm zu gleicher Zeit geflohen ist. — „Und hier,“ fuhr ich fort, „der Freund, der mich gerettet hat!“ Ich stürzte in seine Arme, unsere Thränen vermischten sich. Sayer stand in einem Winkel und trocknete sich die Augen. Die Wirthin sagte ganz erweicht zu mir: Sie sind der Bruder meines Königs! Ach, wenn ich Ihre Hand ergreifen dürfte! — „Thut noch mehr, meine Gute, umarmt mich!“ —

Der Wagen war ausgebessert, ich gab der Alten einen Louisd'or; sie wollte mir noch einmal die Hand küssen; ich umarmte sie, und wir fuhren ab.

Dieses Ereigniß hatte uns zu sehr aufgehalten, als daß wir hoffen konnten, Bastogne zu erreichen, wo wir zu übernachten Willens gewesen waren; folglich beschlossen wir, in Marche einzukehren, und schickten Sayer voraus, um das Abendessen in dem Gasthause der Post

zu bestellen, das uns von dem Postmeister zu Emptines, welcher sich auf eine gute Küche zu verstehen schien, als vorzüglich empfohlen worden war. Als wir in der Stadt ankamen, führte man uns in ein Haus, das gut in die Augen fiel. Wir freueten uns, in ein so gutes Wirthshaus zu kommen; aber wir erfuhren bald, daß wir uns bei einem alten Offizier des Regiments de Ligne befänden, der uns hatte beherbergen wollen, weil, trotz der Versicherungen des Postmeisters in Emptines, das Gasthaus in der Post gar nichts tauge. Dieß verderbte mir die Freude gewaltig, da ich den Mahlzeiten bei Freunden nicht viel traue. Ich warf einen schmerzlichen Blick auf Avaray, der ein eben so langes Gesicht als ich machte. Unser Verdruß nahm zu, als unser Wirth, der wieder aufgestanden war (um neun Uhr Abends), uns versicherte, er sei ganz außer sich, nicht zwei Stunden früher etwas erfahren zu haben; er würde uns dann Tauben à la crapaudine vorgesetzt haben; aber seine Tauben wären noch im Schlage, und seine jungen Hühner noch

nicht geschlachtet; doch hätte er eine Hammelkeule aus dem Posthause holen lassen, dazu wolle er uns Salat und frische Eier geben.

Wir fanden diese Kost etwas mager; aber noch schlimmer war es, als bald darauf die Köchin herein kam, wüthend auf die Postmeisterin, die ihr, wie sie sagte, mit der Hammelkeule nicht habe aushelfen wollen. Er bot uns dafür Kalbscotelette, die wir annahmen. Wegen des Weines waren wir ein wenig in Sorge, als der Zufall uns einen Frachtbrief entdecken ließ, der ihm die Ankunft eines Fasses alten Volnay-Weines von der ersten Qualität anzeigte. Diese Entdekkung entzückte uns. Wir brachten das Gespräch auf den Wein, den er gewöhnlich tränke. Er nannte uns den Barwein, und setzte hinzu, daß er, weil die letzte Ernte schlecht gewesen, sich Burgunderwein habe kommen lassen; dieser sei vor vierzehn Tagen angekommen, man habe ihm aber gerathen, ihn noch einen Monat unangezapft liegen zu lassen. Jetzt glaubten wir wirklich in einem spanischen Wirthshause zu seyn, und sagten uns betrübt, daß Marche-en-Famine den Namen mit Recht führe.

Aber zu unserer sehr großen und angenehmen Ueberraschung war das Essen ziemlich gut, und Herr Donné (dieß war der Name unsers Wirths), der sich selbst auf seine Unterhaltungsgabe etwas zu gute that, hatte die Gefälligkeit, seinen Volnaywein auf der Stelle anzuzapfen, der uns vortrefflich schmeckte.

Am folgenden Morgen kamen der Herzog von Laval, sein zweiter Sohn und mehrere junge Leute zu uns. Herr von Talhouet, ein Edelmann aus Bretagne, erbot sich, voraus zu eilen, um mir schneller Nachrichten zu bringen, wenn er einem Courier begegnen sollte. Ich nahm seine Dienste an, und wir reisten ab; aber kaum hatten wir zwei Meilen zurückgelegt, als wir Herrn von Talhouet zurückkommen sahen mit der Trauerbotschaft von der Frevelthat zu Varennes.

Hier könnte ich meine Erzählung endigen. Das Geschäft meines theuren Avaray war ausgeführt; die Rolle, welche die Verhaftung des Königs mich spielen ließ, scheint mehr geeignet für die allgemeine Geschichte, als für einen Privatbericht. Doch habe ich

noch einige Erinnerungen aufbewahrt, welche ich hier schriftlich niederlegen will. Diejenigen, welche die vorstehende Erzählung der mich betroffenen Ereignisse mit einiger Theilnahme gelesen haben, werden es vielleicht nicht ungern sehen, auch jene Erinnerungen hier zu finden.

Man wird sich meinen Schmerz leicht vorstellen können. Ich verwünschte das Gelingen meines Planes. Anfänglich hatte ich den Gedanken, nach Frankreich zurückzukehren, und meine Fesseln wieder zu nehmen, um die meiner unglücklichen Verwandten tragen zu helfen; indessen erwog ich, daß ich, ohne ihnen dienen zu können, nicht nur mich, sondern, was mir weit mehr galt, meinen Freund, meinen Befreier, ins Verderben stürzen würde, da ihn nichts hätte bewegen können, mich zu verlassen. Er seiner Seits sagte sogleich zu mir, als hätte er meinen Gedanken errathen, daß, wenn ich meine Rückkehr nach Frankreich für nothwendig hielt, er mich beschwöre, mich nicht durch Berücksichtigung seiner aufhalten zu lassen, daß er mich ohne Furcht an jeden Ort begleiten werde. Dieser neue Beweis seiner heldenmüthigen Freundschaft würde

hinreichend gewesen seyn, mich zu entscheiden, wenn ich es nicht schon gewesen wäre. Ich befahl dem Postillon, uns nach Marche zurückzufahren. Unterweges trafen wir wieder auf den Herzog von Laval, den ich in den Wagen nahm.

Meine Thränen, die in dem ersten Augenblicke nicht hatten ausbrechen können, hatten mir jetzt das Herz erleichtert; ich überlegte ein wenig kälter, was ich zu thun habe, um die neue Laufbahn zu betreten, welche sich vor mir öffnete. Bei der Ankunft in Marche trafen wir den Sohn des Herrn von Bouillé, der uns die einzelnen Umstände jener schrecklichen Begebenheit erzählte, die alle unsere Hoffnungen zertrümmerte. Ich hatte anfänglich beschlossen, mich in Brüssel zu erholen; allein, da der Weg von Marche nach Namur, obgleich der kürzeste, nahe an der Gränze hinführt, und man sagte, es wären dort Feindseligkeiten ausgebrochen, überlegten wir, ob wir nicht über Lüttich gehen sollten. Wir musterten unsere Waffen, und da wir fanden, daß wir sechzehn Pistolenschüsse hatten, mehr als hinreichend gegen eine Rotte,

die nicht zahlreich seyn konnte, faßten wir den Entschluß, in Karavane nach Namur zurückzureisen. Ich nahm jedoch die Vorsicht, den Herrn von Betizi, einen der oben erwähnten jungen Männer, an den General von Moitelle abzuschicken, um ihn zu ersuchen, uns eine Bedeckung von Uhlanen zu senden. Betizi bewies so viel Schnelligkeit, der General so guten Willen, und die Uhlanen einen solchen Eifer, daß sie uns drei Meilen vor Namur erreichten. Wir kamen in diese Stadt ohne weitern Unfall, als daß der Wagen durch Ungeschicklichkeit des Postillons noch einmal zerbrach.

Die Freude, hier Madame wieder zu sehen, wurde durch den Gedanken an die Lage meiner Familie, und die unwillkührliche Vergleichung ihres Schicksals mit dem unsrigen vergiftet. Entschlossen, mich mit dem Grafen Artois zu vereinigen, schrieb ich ihm, ich ginge nach Brüssel, um daselbst Nachrichten von ihm zu erwarten, und zu hören, wo unsere Zusammenkunft Statt finden solle. Zu größerer Sicherheit fertigte ich zwei Couriere an ihn ab, den einen über Luxenburg, den andern über Aachen. Da

ich wußte, der Bischof von Namur werde mir eine Wohnung bei sich anbieten, und da die Geistlichkeit der Niederlande sich bei der Revolution schlecht benommen hatte, fragte ich den General Moitelle um Rath: dieser rieth mir, das Anerbieten anzunehmen. Daher verließen wir unsere Herberge und nahmen unsere Wohnung im bischöflichen Pallaste. Hier fanden wir ein sehr gutes Abendessen; doch konnten wir uns kaum von den diensteifrigen Bemühungen des Bischofs befreien, der uns mehr, als uns lieb war, zum Trinken nöthigte, besonders von seinem Anisgeist, einer Art Ratafia, der noch stärker als Kirschwasser ist. Am folgenden Morgen, ehe wir nach Brüssel reisten, schrieb ich auf Gerathewohl an den König, die Königin und meine Schwester; aber diese Briefe haben nie ihre Bestimmung erreicht.

Mein Vorsatz war, zu Brüssel in einem Gasthofe einzukehren; aber die Erzherzogin wollte auf keine Weise darein willigen. Sie wies uns eine Wohnung in einem kleinen Hause neben ihrem Pallaste an, da dieser während der letzten Unruhen hatte ausgeräumt

werden müssen, und daher nicht zu unserm Empfange eingerichtet war. Alle Franzosen, die in dieser Stadt waren, verlangten mich zu sehen; aber ich war zu bekümmert um meine unglücklichen Verwandten, als daß ich Jemanden hätte sehen mögen. Am folgenden Tage meldete mir der Graf Artois durch einen Brief seine Ankunft. Ich ging ihm entgegen, und vergaß auf einen Augenblick die vergangenen Leiden, den gegenwärtigen Kummer und die Sorgen der Zukunft, indem ich einen Bruder, einen Freund in meine Arme schloß, von welchem unser gemeinschaftliches Unglück mich seit beinahe zwei Jahren getrennt hatte. Seine Freude, mich wieder zu sehen, machte mir vielleicht weniger Vergnügen, als das Wohlwollen, welches er meinem geliebten Avaray bewies.

Da wir unterdessen erfahren hatten, der König sei nach Paris zurückgekehrt, und wenigstens das Leben meiner Familie in Sicherheit, so entschlossen wir uns, öffentlich zu erscheinen, und die Erzherzogin war so gütig, uns ihre Audienzzimmer zum Empfange unserer Landsleute zu leihen. Ihre Freude, mich wieder zu sehen,

so wie meine eigene, hießen mich sogleich an den Mann denken, welcher mir diese rührende Scene verschafft hatte; und ich beeiferte mich, die heiligen Pflichten der Dankbarkeit zu erfüllen, indem ich laut alle die Verbindlichkeiten rühmte, die mich an meinen Befreier fesselten. Ich wurde für dieses Benehmen reichlich belohnt: denn nach der Audienz eilte der gesammte Adel, um ihm einen Besuch abzustatten. Es sei mir zu sagen erlaubt: von allen den schmeichelhaften Erfahrungen, die ich im Leben gemacht habe, ist es diese, die mein Herz am meisten befriedigt hat. Wohl kann ich mich dabei von ein wenig Eigenliebe nicht freisprechen; aber die Freundschaft, die Dankbarkeit hatten doch den weit größern Antheil.

Die acht Tage, die ich in Brüssel zubrachte, sind vielleicht die geschäftvollsten meines Lebens gewesen. Mit Einemmale an der Spitze eines der verwickeltsten Werke, die jemals gewesen sind, mußte ich nicht nur den Strom leiten, sondern mich auch von der Vergangenheit unterrichten, von welcher ich in meinem Gefängnisse durchaus keine Kenntniß erlangt hatte, um da-

von die Anwendung auf die Gegenwart zu machen. Ohne den Grafen Artois wäre ich wohl niemals zum Ziele gelangt. Weit entfernt, nach so vielen Anstrengungen eifersüchtig auf einen Collegen zu seyn, der ihm einen Theil seines Ruhmes rauben konnte, bemühte er sich, mich zu unterrichten, mir zu helfen, mich vorwärts zu bringen, mich geltend zu machen; kurz, es war mir nicht der Bruder, sondern der zärtlichste Sohn, den ich in ihm fand. Es war Karl der Fünfte, der sich nach der Gefangennehmung in die Arme des Königs Johann warf. Ich erfuhr dieß auf eine sehr rührende Weise bei der Abschiedsaudienz, die wir dem ganzen Adel vor der Abreise von Brüssel gaben. Ich würde diese Scene nicht schildern, nicht einmal Alles sagen können, was ich dabei empfand.

Wir reisten am 3ten Jul nach Lüttich, und wohnten im Gasthofe zum schwarzen Adler. Da unsere Anzahl groß und das Haus nicht geräumig war, hatten Avaray und ich ein gemeinschaftliches Zimmer. Dieser Umstand, der mich wieder an die noch nicht so gar lange verflossene Zeit erinnerte, da wir fast in demselben Lande reisten

und nur allein auf der weiten Erde Einer für den Andern lebten, gewährte mir ein wahres Vergnügen. Am 4ten kamen wir nach Aachen, wo wir den König von Schweden fanden, welcher, mit dem Plane der Flucht des Königs näher als ich bekannt, sich unter dem Vorwande des Gebrauchs der Bäder hierher begeben hatte, aber eigentlich in der Absicht, dem Schauplatz der Begebenheiten näher zu seyn, auf welchem seine große Seele eine Rolle zu spielen verlangte. Ich habe zu erzählen vergessen, daß er mir, sobald er die Gefangennehmung des Königs erfahren hatte, deßhalb einen trefflichen Brief schrieb; und ein ganz besonderer Umstand war es, daß dieser Brief mir von dem Baron Lieven überbracht wurde, eben dem, welcher dem hochseligen Könige, meinem Großvater, im Jahre 1772 die Nachricht von der Revolution gebracht hatte, wodurch Gustav der Dritte die unumschränkte Herrschaft erhielt. Wir verweilten einen Tag in Aachen, um freier mit diesem Fürsten reden zu können, mit dem wir so sehr Ursache hatten zufrieden zu seyn.

Auch wurde mir in dieser Stadt ein großes Vergnügen zu Theil. Der Graf Hautefort, ein

Freund Avaray's seit früher Kindheit, hatte kaum meine Flucht erfahren, als er, seine ganze Familie in Heidelberg, wo er mit ihr seinen Aufenthalt genommen, zurücklassend, zu uns geeilt war; wir trafen ihn bei unserer Ankunft in Aachen. Ich war sehr gerührt durch diese Aufmerksamkeit eines Mannes, der mir zwar nur eine angenehme Bekanntschaft verschaffte; aber weit erfreuter war ich darüber, daß mein Befreier eine neue Frucht seiner Bemühungen für mich einerndtete, indem er einen Freund wieder fand, von welchem er seit fast zwei Jahren getrennt gewesen war. Seiner Eigenliebe war mehr als Einmal geschmeichelt worden; aber dieß war eine reine Freude seines Herzens. Es war mir unmöglich, sie nicht mit ihm zu theilen; und als ich später mit dem Grafen Hautefort genauer bekannt wurde, lernte ich diese Freude um mein selbst willen empfinden.

Am 6ten übernachteten wir in Bonn, bei dem Churfürsten von Cöln, mit welchem wir in Aachen darin übereingekommen waren, und am 7ten kamen wir nach Coblenz. Mein Onkel, der Churfürst von Trier, hatte dem Grafen Artois,

vor meiner Flucht, das Schloß Schönbornlust zur Wohnung angeboten; er hatte die nämliche Güte für Madame und mich. Ich erinnerte mich, ihn vor beinahe dreißig Jahren in Frankreich gesehen zu haben. Sein Anblick gewährte mir eine große Freude, und sein gütiger Empfang war uns eine Vorbedeutung des Wohlwollens, das er gegen uns und alle Franzosen bewies, welche das Verlangen, der Sache des Altars und des Thrones zu dienen, bewogen hat, sich an uns anzuschließen.

Dieß ist der eigentliche Anfang meiner politischen Laufbahn. Ich könnte hier die Feder niederlegen; aber ich wäre nicht zufrieden, und meine Leser würden es gewiß eben so wenig seyn, wenn ich ihnen nichts weiter sagen wollte. Drei Wochen waren seit meiner Flucht verflossen, und ich hatte noch nichts für meinen Befreier gethan. Ich litt mehr, als ich es aussprechen kann, daß der Fürst undankbar bleiben sollte, während der Freund so laut seine Erkenntlichkeit aussprach. Endlich empfing ich ein Schreiben des Herzogs von Levis, worin er mir über die völlige Unwissenheit, in der ich ihn gelassen hatte,

einige Vorwürfe machte, und damit endigte, daß er seine Dimission forderte. So wie ich diesen Brief empfangen hatte, eilte ich zu Avaray. Dieser war fast bestürzt, als ich ihn zum Nachfolger des Herzogs von Levis ernannte, und dankte mir eben so, als hätte ich dadurch nicht eine heilige Schuld abgetragen, und nicht tausendmal mehr Freude empfunden, sie zu bezahlen, als auf mich zu laden.

Ich weiß nicht, was das Schicksal meines Vaterlandes, was das meinige seyn wird; aber, was die Vorsehung auch über mich beschlossen haben mag, sie kann mir nie so viel rauben, als sie mir gewährt hat, indem sie mir einen so treuen Freund schenkte, als meinen geliebten Avaray.

Erläuternde Anmerkungen.

Zur Dedication.

Anton Ludwig Franz, Graf von Avaray, war im Jun 1791 noch Oberster eines außerhalb Paris stehenden Regiments, und genoß des besondern Vertrauens von Monsieur *), dem jetzigen Könige, dem er auch durch seine große Gewandtheit und treue Anhänglichkeit zu der Flucht von Paris vornehmlich Hülfe leistete. Er besaß eine Geistesgegenwart, die sich auch in den bedenklichsten Umständen zu helfen wußte, wovon gegenwärtige Schrift S. 16 u. 49 ff. ein paar vollgültige Beispiele aufstellt. Sein erhabener Freund, dem er nach der Entweichung aus Frankreich immer zur Seite blieb, den er auch 1807

*) Monsieur ist in dem französischen Königshause der ausschließliche Titel des ältesten oder alleinigen Bruders des jedesmaligen Königs, während der Kronprinz Dauphin heißt, und die übrigen Prinzen Namen und Titel von französischen Provinzen führen. Demnach hieß der jetzige König, so lange sein Vater, der Dauphin, lebte, Graf von Provence; so wie sein älterer Bruder, bis dahin Herzog von Berry, als Ludwig XVI. den Thron bestieg, ward er Monsieur, und als er selbst zum Throne gelangte, ging der Titel Monsieur auf seinen jüngern Bruder über, der bis dahin Graf von Artois geheißen hatte.

nach England begleitete, erkannte seine ihm geleisteten wichtigen Dienste mit großer Dankbarkeit, und ernannte ihn zuvörderst zum Commandeur der prinzlichen Leibgarde an die Stelle des Herzog v. Levis (s. S. 82), und 4 Jahre darauf, als er selbst nach seines unglücklichen Neffen Tode von den emigrirten Franzosen unter dem Namen Ludwigs XVIII. zum Könige war proclamirt worden, zu seinem Minister und zum Befehlshaber der königlichen Garden, beehrte auch seine Familie mit der Freiheit, das königl. französische Wappenschild mit den drei Lilien in ihr Familienwappen aufzunehmen. — Er starb auf der Insel Madeira, wohin er sich von England aus begeben hatte, im Jahr 1810, überlebt von seinem Vater, dem Marquis von Avaray, der sich während der Revolution in Teutschland aufhielt, und seit Ludwigs XVIII. Thronbesteigung zu wichtigen Staatsbedienungen in Frankreich gelangt ist. Die schriftliche Arbeit des Grafen Avaray, deren hier in der Dedication und noch einmal S. 24. gedacht wird, scheint nie ans Licht getreten zu seyn.

Zu dem Motto, S. 1.

Teucer, Sohn des Telamon, Fürsten von Salamis (jetzt Coluri genannt), der griechischen Insel, an deren Küsten die Griechen unter Themistokles, etwa 480 Jahre vor Chr. Geb., in einer Seeschlacht die Flotte des persischen Königs Xerxes zu Grunde richteten, wurde bei seiner Rückkehr aus dem Trojanischen Kriege, ohngefähr im Jahr 1180 v. Chr. Geb.,

von seinem Vater, der einen bittern Groll gegen ihn gefaßt hatte, davon der Grund von den alten Schriftstellern verschieden angegeben wird, aus der heimathlichen Insel verbannt, mußte also mit seiner kleinen Mannschaft weiter segeln, und kam nach Cypern, wo er eine Stadt erbaute, der er nach seinem Vaterlande den Namen Salamis gab. Ihn läßt Horaz in der angeführten, seinem Freunde dem Consul Munatius Plancus gewidmeten Ode zu seinen zaghaften Reisegefährten unter anderm sagen:

Unverzagt, da Teucer euch führt und Teucern die Gottheit!

Dieß hat der erlauchte Verfasser an die Spitze seiner Schrift gesetzt, mit Teucers Namen auf eine sehr feine und verbindliche Weise auf seinen treuen Führer und Begleiter, den Grafen Avaray deutend.

Zu S. 1.

Der Garderobe-Diener ist der weiterhin mehrmals unter den Reisegefährten genannte Peronnet.

Zu S. 2.

Gegen Ostern 1791 nahm die Revolution einen noch gräßlichern Charakter an, als sie schon bisher gehabt hatte. Am 18. April, 6 Tage vor dem Osterfeste, welches damals auf den 24. April fiel, wurde die königliche Familie, als sie eine Erholungsreise nach dem benachbarten Schlosse St. Cloud machen wollte, von der Nationalgarde gewaltsam zurückge-

halten und öffentlich gemißhandelt, und die Nationalversammlung billigte dieses Verfahren und untersagte selbst die gewünschte Reise. Darauf ließ sich der König bewegen, den andern europäischen Mächten durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Montmorin, unterm 23. April es als seinen unwiderruflichen Entschluß bekannt machen zu lassen, daß er die neue Constitution aufrecht erhalten wolle; inzwischen blieb er derselben im Herzen abgeneigt, und fing an, ernstlich darauf zu denken, sich durch die Flucht aus seiner drückenden Lage zu reißen. — Unter solchen Umständen entstand für des Königs Brüder allerdings die peinliche Alternative, entweder zu ihrer eigenen Sicherheit sich auf die Seite der Empörer zu schlagen, oder mit Daransetzung ihres Lebens die Rechte des Monarchen zu verfechten.

Die Gräfin von Balbi, geborne Caumont de la Force, eine Dame von großem Geist und ungemeiner Schönheit, seit 1770 Gemahlin des Grafen Franz Maria von Balbi, eines reichen Genuesers, in der Folge aber von ihm geschieden, ward, als sie mit ihrem Gemahle nach Frankreich gekommen war, Hofdame bei Madame, der Gemahlin des jetzigen Königs. Sie begleitete die erlauchte Familie von Mons aus (S. 59) auf der Reise, blieb auch bei ihr, bis sich dieselbe nach dem Frieden von Campo-Formio (im Oct. 1797) in Mitau niederließ. Jetzt wagte sie es, nach Paris zurückzukehren, ward aber unter Bonaparte's Consulat „als eine Anhängerin der Bour-

bons" nach Montauban verwiesen, von da sie nach Herstellung der königlichen Herrschaft nach Paris zurückkam, um hier ihre Tage in Ruhe zu beschließen.

Zu S. 5.

Der Pallast Luxemburg, den Ludwig XVIII. als Prinz bewohnte, erhielt seinen Namen von seinem Erbauer und ersten Bewohner, dem berühmten Feldherrn unter Ludwig XIV. Franz Heinrich, Herzog von Luxemburg. Sein Ganzes besteht aus zwei Haupttheilen, Groß- und Klein-Luxemburg.

Zu S. 8.

(Der Marquis de-) La Fayette, geb. 1757, war damals Chef der Pariser Nationalgarde, und gehörte zu den ersten und thätigsten Gegnern der Monarchie, daher ihn die Mitglieder der königlichen Familie natürlicher Weise nicht für ihren Freund halten konnten, ob er sich gleich übrigens durch Mäßigung und Gerechtigkeitssinn fast vor allen Revolutionsmännern sehr vortheilhaft auszeichnete.

Zu S. 9.

Bagatelle: ein herrliches, und — merkwürdig genug — binnen 64 Tagen erbauetes Lustschloß mit einem Garten, im Boulogner Walde unweit Paris belegen, ein Eigenthum des Grafen von Artois, der als einer der heftigsten Gegner der Revolution und eifrigster Verfechter des Königthums schon im Jahre 1789 das empörte Vaterland verlassen hatte,

te, und sich anfangs in Savoyen, nachher bald in den Niederlanden, bald in Teutschland aufhielt.

Florimond, Graf von Mercy d'Argenteau, war österreichischer Gesandter am französischen Hofe, hielt sich aber damals, seit dem Sept. 1790, in Staatsangelegenheiten zu Brüssel auf. Im Jahr 1793 ward er von seinem Hofe als Gesandter nach England geschickt, wo er am 25. Aug. 1794 gestorben ist.

Zu S. 10.

Hier ist Zeile 14 statt: am Ostermontage, zu lesen: am Pfingstmontage. — Pfingsten fiel in dem Jahre auf den 12. Jun, das Fronleichnamsfest auf den 23. Wollte der König die Feier dieses Festes noch in der Hauptstadt abwarten (St. Germain l'Auxerrais ist eine der schönsten Pariser Kirchen, nahe am Louvre), so ging darüber wieder Zeit hin, und die Flucht verzögerte sich. Dieß war unstreitig die Meinung der Königin, indem sie den Prinzen, ihren Schwager, aufforderte, über den gegebenen Befehl Verdruß gegen den König blicken zu lassen. Indeß hatte dieser es mit seiner persönlichen Theilnahme an dem Feste vielleicht auch gar nicht so ernstlich gemeint.

Zu S. 13.

Armand Marcus (Graf von) Montmorin, der nachher unter der greulichen Herrschaft der Schrekkensmänner Robespierre und Danton am 2. Sept.

1792 als eines der fast unzähligen Revolutionsopfer jener Tage ein blutiges Ende fand, war damals noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Bei ihm also, oder bei den treffenden Ministern der fremden Höfe mußten die Pässe zu Reisen ins Ausland gesucht werden, in welcher Beziehung S. 14 u. f. der englischen Gesandten Erwähnung geschieht.

Theatiner: ein geistlicher Orden aus der Klasse der sogenannten regulirten Chorherren, welcher im Jahre 1524 zu Theate in Unteritalien gestiftet wurde, und von diesem Orte seinen Namen erhielt. Eine Anzahl solcher Ordensbrüder zu Paris hatten um jene Zeit schreckliche Mißhandlungen betroffen, weil sie sich geweigert hatten, den von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Bürgereid zu leisten.

Zu S. 18.

Hier Folgendes zur Erläuterung. Am 5. Jun verlangte der russische Gesandte am französischen Hofe, Herr von Simolin, einen Paß für eine Frau von Korff, eine russische Dame, welche sich als Geschäftsträgerin einiger teutschen Fürsten, die Besitzungen im Elsaß hatten, zu Paris aufhielt. Herr von Simolin erhielt den Paß, von dem Könige selbst und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten unterschrieben, und folgendermaßen lautend:

„Im Namen des Königs."

„Allen Officieren, Bürgerräthen und andern
„Personen, welchen die Sorge für die öffentliche

„Sicherheit übertragen ist, Unsern Gruß zuvor. „Wir befehlen Euch, die Baronesse von Korff, „welche mit zwei Kindern, einem Kammerdiener, „drei Bedienten und einer Kammerfrau nach Frank„furt reiset, ungehindert passiren zu lassen. Die„ser Paß ist übrigens nicht länger als Einen Mo„nat gültig.“ „Paris, am 5. Jun 1791.“

„Ludwig.“

„Montmorin.“

Einige Tage nachher schrieb Frau von Korff an Herrn von Simolin: sie habe bei den eilfertigen Anstalten zur Abreise alle ihre unnützen Papiere verbrannt, und dabei unglücklicher Weise in der Zerstreuung auch den erhaltenen Paß mit ins Feuer geworfen; sie bitte daher inständig, daß Herr von Simolin ihr eine Abschrift jenes durch seine Bemühung erhaltenen Passes verschaffen möge. Auf des Gesandten Bitte ließ Herr von Montmorin einen zweiten, mit dem angeblich verunglückten gleichlautenden Paß ausfertigen. Jenen ersten Paß, der nicht wirklich verbrannt war, behielt Frau von Korff für sich zum Behuf ihrer Abreise. Den zweiten stellte sie der Königin zu, welche ihr das Geheimniß der beabsichtigten Flucht anvertraut hatte; und mit diesem Passe versehen, entwich die königliche Familie in der Nacht vom Montag (den 20. Jun) zum Dienstag von Paris. *) — Hat nun die Königin, wie man

*) Der unglückliche Verlauf dieser Flucht ist bekannt. Die königl. Familie kam Dienstags Abends halb

hier liest, den Prinzen, ihren Schwager versichert, der König habe einen von dem russischen Minister ausgestellten Paß, so muß man entweder annehmen, daß sie, wie der Prinz selbst hier annimmt, dessen Frage nicht recht verstanden, oder daß sie in der Unruhe und Zerstreuung falsch geantwortet, oder daß sie auch wohl Bedenken getragen habe, die reine Wahrheit zu sagen.

Zu S. 19.

Die hier und schon S. 4 u. 14 erwähnte Erklärung vom 20. Jun war unter des Königs Namen ausgefertigt und an seine sämmtlichen Unterthanen gerichtet. Sie enthielt eine umständliche Darstellung seiner bisherigen und dermaligen Lage zur Rechtfertigung seiner Flucht, und wurde gleich nach seiner Entweichung an die Nationalversammlung abgegeben.

Zu S. 21.

Was die hier bemerkten Zeichen in der Leibwäsche betrifft, so bedeutete M: Monsieur, D A: D'Avaray.

---

8 Uhr glücklich in St. Menehould an, ward aber hier von dem Postmeister Drouet erkannt, und auf dessen Betrieb Nachts um 11 Uhr zu Varennes angehalten, am folgenden Mittag daselbst förmlich arretirt, und darauf am 25. Jun nach Paris zurückgebracht. — Dem Postmeister Drouet wurde von der Nationalversammlung für seine That, die das harte Schicksal der königl. Familie nach sich zog, eine Belohnung von 30,000 Livres (10,000 Thaler) zuerkannt.

Der hier erwähnte Peter Johann Audouin war in der Revolutionszeit einer der rasendsten Freiheits- und Gleichheitsschwindler, und äußerte seine Grundsätze theils in öffentlichen Staatsbedienungen, theils durch die vielgelesenen Journale, die er herausgab. Im Jahr 1802 ging er als französischer Handelscommissär nach Napoli di Romania in Griechenland.

Zu S. 27.

Das Bildniß, das die Prinzessin Elisabeth ihrem Bruder übergiebt, ist wohl unstreitig ein Marienbild.

Zu S. 31.

Die englischen Worte heißen: „Kommen Sie nun mit mir!“ — „Ich bin bereit.“ Die französischen: „Es geht gut, es macht sich gut; sie merken nichts von der Sache!“

Die Abreise geschahe zu derselben Zeit, wie die der königlichen Familie: Nachts vom 20. zum 21. Jun.

„Der Zufall wollte ꝛc.“ Man muß annehmen, der Wagen stand so, daß der Prinz, der zuerst einstieg, dem Gr. Avaray zur Linken zu sitzen kam.

Zu S. 35 und 37.

Herr du Portail war bis dahin Kriegsminister, und der letzte unter Ludwigs XVI. Regierung.

Zu S. 38 f.

Eine Frau von Tourzel war Kammerfrau des Dauphins, und befand sich mit im Gefolge der könig-

lichen Familie bei der Entweichung aus Paris. Vielleicht ist der hier genannte junge Mann ein Sohn derselben.

Zu S. 40.

Der Einfall, Semmel oder anderes feines Backwerk entweder aus Einfalt oder zum Scherz zu einem Brodt-Surrogat zu empfehlen, wird verschiedenen hohen Personen nachgesagt. Die hier erwähnte Königin Maria Theresia, die statt des täglichen Brodts Pastetenrinde in Vorschlag gebracht haben soll, ist K. Ludwig XIV. Gemahlin, eine spanische Prinzessin, geb. 1638, gest. 1683. Von einer so weltklugen Dame läßt sich unmöglich denken, daß, wenn sie das, was hier von ihr erzählt wird, wirklich gesagt hat, sie es aus Unwissenheit solle gesagt haben; es wäre also ein — etwas unzeitiger Scherz und übel angebrachter Witz gewesen. — Uebrigens erinnert diese Erzählung an einen herrlichen Zug aus dem Charakter des Dauphins, des Vaters von Ludwig XVI. und XVIII. Zu einer Zeit, wo in und um Paris großer Brodtmangel herrschte, nahmen die Armen schaarenweise ihre Zuflucht zu dem menschenfreundlichen Prinzen, dessen Mildthätigkeit bekannt war. Nachdem er schon bedeutende Summen auf die Verpflegung der Bedürftigen verwandt hatte, trat eines Tages einer seiner Diener in das Zimmer, und meldete, daß wieder eine große Anzahl Hungernder vor dem Pallast versammelt sei und um Hülfe flehe.

„Gott," rief der Prinz wehmüthig aus, „die armen Leute! Jetzt hab ich zum Unglück selbst nichts! — Doch wart!" — fuhr er fort, indem er hastig ein Messer ergriff, und den mit Brillanten reich besetzten Stern von seinem Kleide schnitt, — „Da, nimm, und schaffe, daß diese Steine Brodt werden!"

Zu S. 41.

Um deutlich zu verstehen, was der Verfasser in der Parenthese — die nach dem Worte hat geschlossen seyn sollte — sagen will, bedarf es einer kleinen Spracherörterung. Sayer, ein geborner Engländer, will hier auf Französisch sagen, man fange jetzt an, den König — ohne Zweifel darum, weil er sich so viel gefallen lasse — für einen Narren, in der mildern Bedeutung dieses unseres teutschen Worts, für einen Thoren zu halten. Hätte er das in seiner Muttersprache gesagt, so würde er sich nicht etwa des Wortes mad bedient haben, welches, gleich dem französischen fou und unserm teutschen Narr in der härtern Bedeutung, einen Unsinnigen, Verrückten bezeichnet. Er hat aber, ganz richtig, das Wort fool im Sinne, und drückt dieses durch das französische fou aus, statt etwa sot, oder sonst ein milderes Wort zu wählen, das dem englischen fool mehr entsprochen hätte. Mithin sagt er durch einen Mißgriff in der ihm wenig geläufigen Sprache offenbar etwas Schlimmeres, als er eigentlich sagen will.

Es sei erlaubt, bei dieser Veranlassung noch eine

Sprachbemerkung zur Erläuterung einer bekannten Bibelstelle hier beizubringen. Wenn es Matth. 5, 22. nach Luthers Uebersetzung heißt: „Wer zu seinem Bruder sagt, du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig," so kann in dieser Uebersetzung der Sinn der Worte durchaus nicht deutlich hervorgehen, weil das griechische Wort Moros, dessen sich Jesus hier bedient, eine Bedeutung hat, die dem teutschen Narr selbst in der härtesten Bedeutung nicht eigen ist, und, gleich dem hebräischen Nabal, geradezu einen unvernünftigen, unsinnigen Menschen bezeichnet, daher der Herr so viel sagen will: Wer einen Mitmenschen als ein vernunftloses Geschöpf behandelt, ihn gleichsam zum Viehe herabwürdigt, der macht sich eines Verbrechens schuldig, wofür die Welt keine Strafe hat.

Zu S. 48.

La victoire est à nous! „Wir haben nun den Sieg gewonnen!"

Zu S. 53.

Sieben Jahre nach Entdeckung der neuen Welt wurde der Entdecker, durch Neid und Eifersucht bei Ferdinand dem Katholischen angeschwärzt, sammt seinen beiden Brüdern auf der Insel Hispaniola (Domingo) verhaftet und in Fesseln nach Spanien gebracht. Hier wurde die Unschuld bald erkannt, und die Gefangenen wurden in Freiheit gesetzt. Aber Columbus behielt von der Zeit an, zum Andenken an

die unverdient erlittene Schmach, die getragenen Fesseln bei sich, und verordnete, daß sie, wenn er gestorben seyn werde, mit ihm ins Grab gelegt werden sollten, was dann 1506 auch geschah. — Mit diesen Fesseln vergleicht hier der hohe Verfasser die dreifarbige oder National-Cocarde, die in der Revolutionszeit tragen mußte, wer nicht Leib und Leben aufs Spiel setzen wollte.

Zu S. 55.

Das hier unten erwähnte Billet an den österreichischen Commandanten zu Mons (oder Bergen), Herrn Desjardins, ist in Girtanner's historischen Nachrichten über die französische Revolution Bd. 6, S. 105 in der Uebersetzung abgedruckt, und lautet so:

„Seit einer Stunde, mein Herr, suche ich in „den Vorstädten von Mons ein Nachtlager, und „kann keins finden. Ich bin ganz abgemattet von „Hunger und Müdigkeit; ich entschließe mich daher, eine Indiscretion zu begehen, welche Sie „gütigst entschuldigen werden, und ich bitte Sie, „mir die Thore der Stadt öffnen zu lassen.“

„Ludwig Stanislaus von Frankreich,
Bruder des Königs.“

Zu S. 57.

„Ein Essighändler!“ In solcherlei Händen war dazumal an vielen Orten in Frankreich die Obergewalt, auch in den Städten. So war nach Lafa-

yette Chef der Pariser Nationalgarde Santerre, ein Bierbrauer; und Haupt der Bürgerschaft zu Varennes, als die königliche Familie daselbst verhaftet wurde, war der Lichtzieher Sausse, von dessen nichtswürdigem Betragen gegen den König das Nähere u. a. in Girtanners hist. Nachr. über die franz. Revol. 6. Bd., S. 20 ff. zu finden.

Zu S. 70.

Der Name des Orts, von dem hier die Rede ist, würde mit seinem Beinamen auf teutsch Hungermark oder Hungerstadt heißen. Daher die Bemerkung, daß der Ort seinen Namen mit Recht führe.

Zu S. 73.

Der Marquis von Bouillé, der Vater, einer der wichtigsten Generale unter Ludwig XVI., war 1738 geboren. Er war es, der den König vornehmlich zur Flucht bewog, begleitete auch selbst mit einer militärischen Bedeckung die königliche Familie, mußte aber bei dem unglücklichen Ereigniß zu Varennes, wo sein Sohn, wie man hier sieht, mit zugegen war, die Flucht ergreifen. Er machte hierauf im Auslande verschiedene kräftige, wiewohl fruchtlose Versuche zur Befreiung des Königs und zur Herstellung der Ruhe und Ordnung in Frankreich. Endlich begab er sich nach England, und ist 1800 in London gestorben.

Zu S. 74.

Es ist schon zu Anfang der Erzählung gesagt

worden, daß der Prinz und seine Gemahlin verschiedene Wege gewählt hatten, um über die französische Gränze zu kommen. Die Prinzessin war nordöstlicher gereist. Jetzt, nachdem sie Beide niederländischen Grund und Boden erreicht hatten, war Namur der Vereinigungspunkt.

Zu S. 75.

„Die Erzherzogin" war Marie Christine Josephe, Erzherzogin von Oesterreich, des Kaisers Franz I. Tochter und der Königin von Frankreich ältere Schwester, geb. 1742, gest. 1798, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, der als damaliger General-Gouverneur der österreichischen Niederlande zu Brüssel seinen Sitz hatte.

Zu S. 76 und 78.

Der Graf von Artois hatte mit zu allererst unter den Verwandten des königlichen Hauses gleich nach Ausbruch der Revolution im Jahr 1789 Frankreich verlassen, sich zuerst nach Turin begeben, wo er geraume Zeit an dem Hofe und auf Kosten seines Schwiegervaters lebte, und sich nachher in Teutschland und den Niederlanden, zu Worms, Brüssel, Bonn, Wien, Ulm u. a. O. aufgehalten. So waren die beiden Brüder allerdings seit beinahe zwei Jahren getrennt gewesen. — Mit gewaltigen Anstrengungen hatte Artois seit seiner Entweichung aus dem Vaterlande allenthalben, wo er sich aufgehalten, eine Gegenrevolution zur Wiederherstellung der französi-

schen Majestätsrechte zu Stande zu bringen gesucht. Jetzt, da der ältere Bruder gekommen war, und nun hier in Brüssel von den dort anwesenden emigrirten französischen Edelleuten und Officieren zum Regenten von Frankreich ausgerufen wurde, trat er, Artois, an denselben die Leitung aller jener Verhandlungen feierlich ab. Girtanner beschreibt a. a. O. S. 106 u. ff. umständlich die Zusammenkunft der beiden Brüder, die nun mit einander Brüssel verlassen und nach Coblenz gehen wollten. Nachdem der ältere in der zahlreichen Versammlung des Adels eine Abschiedsrede gehalten und darin sehr zum Lobe seines Bruders gesprochen hatte, nahm dieser das Wort, und sagte: „Ich habe weiter nichts gethan, als was ich zu thun „schuldig war; und ich werde zuerst das Beispiel eines „völligen Gehorsams gegen Sie, als unser Oberhaupt, „geben.“ Die Vergleichung, die der erlauchte Verfasser hier S. 78 anstellt, bezieht sich auf ein Factum aus der französischen Geschichte des 14. Jahrhunderts. König Johann der Gute war in einem Kriege mit England 1356 in Gefangenschaft gerathen und nach London abgeführt worden. Während seiner Abwesenheit führte sein Sohn Karl V. (der Weise) die Regierung; als aber Johann nach 4 Jahren wieder auf freien Fuß und nach Frankreich zurück kam, gab der Sohn die Herrschaft willig und feierlich an den Vater zurück.

Zu S. 79.

Der König von Schweden Gustav III., der an

den Verhandlungen zur Dämpfung der französischen Revolution lebhaften Antheil nahm, hatte auf dem Reichstage im August 1772 der monarchischen Verfassung seines Reichs, die bis dahin auf mancherlei Weise beschränkt gewesen war, mehr Umfang und Selbstständigkeit gegeben.

Zu S. 80—82.

Der Churfürst von Cöln war Maximilian Franz Xaver, geborner Erzherzog von Oesterreich, Kaiser Franz I. jüngster Sohn, der Königin von Frankreich Bruder, geb. 1756 († 1801). Der Churfürst von Trier Clemens Wenzeslaus, geborner Prinz von Polen und Chursachsen, Ludwigs XVI. und seiner Geschwister Mutterbruder, war 1739 geboren, und hat zuletzt in Augsburg gelebt. — Das Schloß Schönbornlust erhielt seinen Namen von dem Erbauer, dem Churfürsten Franz Georg, der von 1729 bis 1756 regierte und ein geborner Graf von Schönborn war.

Der Herzog von Levis, von dem schon S. 28 u. f. die Rede gewesen ist, war Kammerherr bei dem Prinzen und Commandeur seiner Garde. Als er jetzt — empfindlich, wie man sieht, darüber, daß der Prinz ihm nicht das Geheimniß seiner Flucht anvertraut hatte, — schriftlich seiner Stelle entsagte, erhielt dieselbe der Graf Avaray, zum Beweise der Erkenntlichkeit für die dem Prinzen geleisteten wichtigen Dienste.

er

g de Valois zum Throne gelangte, aus welchem
ſpro n Bourbon und König von Navarra, des Kin-
vaill Letztere überlebte ſeinen Sohn, † 1711, und

wigs

Ma

nislaus Leszynski, der
, zu e ſeinem Rival, dem Kurfür-
erlaſſen müſſen, von ſeinem
im Lothringen erhielt und ſeine
ebte.

rie
von
746.

udw Clotilde, 9) Eliſabeth Philippine Helene,
t He 759. geb. 3. Mai 1764,
eb. 02 hingerichtet 9. Mai 1794.
richt mit
vern und
rie Sardinien.

Ausbruch der Revolution nach Oeſterreich ge-
erzog die meiſte Zeit zu Klagenfurth in Kärnthen,
geb.
erich Grätz in Steiermark.
De

) H 4) Eine Prinzeſſin,
† 22. Jun. 1783.

Louvel
. 1820.
mit

ihn Ludovike,
ie 1798.
r jetz

nung
das Marie Thereſie, 4) Heinrich Karl Deodat,
en n Sept. 1819. Herzog von Bordeaux,
lich jetziger Thronerbe v. Frankreich,
geb. 29. Sept. 1820 nach Vaters Tode.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ludwig

Ludwig XVIII. Königs von Frankreich Beschreibung seiner Reise nach Brüssel und Coblenz im Jahre 1791

Halle 1823

Gall.rev. 548 y
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422768-8